



Die Zukunft

Herausgeber

Maximilian Harden

INHALT

	Seite
Dumping. Von Hans Diddo Koopman	305
Revolution und Theater. Von Klaus Pringsheim	313
Der Staatsmann. Von August Niemann	319
Die Welt ohne Hunger. Von Adolf Gelber.	322
Der Ketzer von Soana. Von Emil Ludwig	326
Klabunds Mohammed. Von Harry Kahn	331
Das Haus der Humanität. Von Adolf von Hatzfeld	334

Nachdruck verboten

Erscheint jeden Sonnabend

Preis vierteljährlich 10,— Mk., das einzelne Heft 1,— Mk.



BERLIN
Verlag der Zukunft
Großbeerenstraße 67
1919

Alleinige Anzeigen-Annahme
der **Wochenschrift „Die Zukunft“** nur durch
Max Kirstein,
Berlin W. 9, Potsdamer Straße 23a.
Fernsprecher: Kurfürst 3462, 3463.

Abonnementspreis (vierteljährlich) M. 10.—, pro Jahr M. 40.—; unter Kreuzband bezogen, Deutschland und Oesterreich M. 10.65, pro Jahr M. 42.60; Ausland M. 11.30, pro Jahr M. 45.20.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten entgegen sowie der
VERLAG DER ZUKUNFT, BERLIN SW. 47, Großbeerenstraße 67, Fernspr. Lützow 7724.

WEIN-STUBEN-HUTH

BERLIN W



J. C. Lutter Weingroßhandlung G. m. b. H.
vorm. Lutter & Wegner * Gegr. 1811
Charlottenstr. 49, Ecke Französische Str.



Gutgepflegte Weine ——— Vorzügliche Küche

BERNHARD KÜNZEL

Bankgeschäft

BERLIN W 8

An- und Verkauf von Wertpapieren

Kostenlose Auskunftserteilung

Geheimschränke

zum Einmauern
ab Lager sofort lieferbar

H. Arnheim

Geldschrank u. Tresorbau
— Berlin SW 11 —

Verkaufs-Abt.
Dessauer Str. 39/40

Tel. Nollendorf
3380, 3381

Glaco Zahn Pasta

Bestes
zur Pflege
der Zähne.

„Der Ratgeber auf dem Kapitalmarkt“

liefert seinen Beziehern umsonst das amtliche Steuereursblatt aller deutschen Börsen. Auskünfte über Kriegaanleihen, Renten, Aktien- Steuern, Vermögensanlage. Bestellung bei jedem Postamt oder der Geschäftsstelle Berlin W 8, Friedrichstr. 161.

Detektive

anerkannt

allerersten Ranges

Behördl. Inanspruchnahme.

Ta Refer.

Ueberwachungen an allen Orten
.. Ermittlungen jeder Art ..
Spezialauskünfte, Ruf, Vorleben,
Vermögens- u. Familienverhältnisse
• streng vertraulich und zuverlässig •

Auskunfts - Schütz

Berlin W. Tauentzienstr. 3

a. Wittenbergplatz • Fernruf: Steinpl. 9468



Berlin, den 13. September 1919

Dumping

In der Nationalversammlung wandte sich ein Redner gegen das Wiederaufleben der deutschen Schleuderkonkurrenz auf dem Weltmarkt, gegen das „Dumping“, das überall im Ausland gefürchtet sei. Es wird gefürchtet; und wenn es auch nicht den Kriegausbruch verschuldet hat, so hats in der Kriegszeit doch in englischen Industrie- und Handelskreisen den Wunsch erzeugt, sich vor solcher Methode für immer zu schützen.

Nachdem Cobden in seinem Kampf gegen die Getreidezölle 1846 deren Aufhebung erreicht hatte, blühte der Manchester-
schule 1860 der Erfolg, daß aus dem anglo-französischen Handelsvertrag der letzte Rest der noch bestehenden Schutzzölle getilgt wurde. Damit war England (denn zugleich wurde eine Vereinfachung des Finanzzollsystems eingeführt) zum Freihandel (free trade) übergegangen, dessen Anhänger die Produkte fremder, billig wirthschaftender Länder zu wohlfeiler Versorgung des eigenen Marktes dem theureren Erzeugniß der eigenen Heimath vorziehen. Sie verzichteten also darauf, die inländische Produktion durch Zölle zu schützen, auch wenn sie aus irgendeinem Grunde den Wettbewerb mit der ausländischen nicht aushalten kann. Diese von Adam Smith in seinem berühmten Werk „The wealth of nations“ begründete Freihandelslehre ist so lange heiß umstritten worden, daß Kleinwächter in seiner „Volkswirtschaftspolitik“ sagen kann, es seien ganze Bibliotheken pro und contra entstanden. England selbst hat die Jugend seiner Industrie mit allen Mitteln gegen

ausländische Konkurrenz zu schützen versucht und ist erst zum Freihandel übergegangen, als es von ihm reichen Gewinn hoffen durfte. Anders war die Entwicklung in Deutschland. Schon Friedrich List, der Meister der deutschen Nationalökonomie, war ein Vorkämpfer für den Schutzzoll, in dem er das Mittel sah, das gewerbliche Können des Landes zu wecken. Trotzdem wurde am Anfang der sechziger Jahre der Zolltarif in freihändlerischem Sinn umgestaltet und später noch nach dieser Richtung weiter ausgebaut. Im Jahr 1879 beschloß Bismarck die Umkehr; und man glaubte fortan im Deutschen Reich, die nationale Produktion durch Schutzzölle sichern zu müssen, die auch auf Rohstoffe und Nahrungsmittel ausgedehnt wurden. Daß finanzpolitische Wünsche, die Zolleinnahmen begehrten, dabei mitsprachen, darf nicht verschwiegen werden. Die deutschen Zolltarife sind in vielen Positionen hochschutzzöllnerisch geblieben, während England eigentlich nur Finanzzölle erhebt; fast der gesammte Zollertrag kommt dort aus den Genußmitteln Tabak, Kaffee, Thee, Rosinen, Alkohol. Der Zoll dient also nicht, wie in Deutschland, zum Schutz der nationalen Produktion.

An Angriffen auf das Freihandelssystem hat es aber in England nicht gefehlt. Der Freihändler sagt zum inländischen Produzenten: „Wenn Du nicht so billig produzieren kannst wie Dein ausländischer Wettbewerber, so ist Deine Produktion für unser Land wirthschaftlich unvorthellhaft. Gieb den Betrieb auf und übertrage das in ihm thätige Kapital sammt Deiner Arbeit auf eine andere Industrie, die mit mehr wirthschaftlichem Erfolg betrieben werden kann.“ Nun ist es ja für den Konsumenten erfreulich, wenn er sich billiger vom Ausland her eindecken kann, als ihm bisher im Inland möglich war; dem Produzenten aber klingt Rath von der zuvor angedeuteten Art nicht gerade angenehm. Ohne Verlust an Kapital und Arbeit kann er seinen bisherigen Betrieb, der unrentabel geworden ist, gewöhnlich nicht umstellen; auch ist nicht immer Gelegenheit, mit altem Betrieb eine lohnende neue Industrie aufzunehmen; und in der alten Branche erworbene Fertigkeiten und Kundschaften müssen in der neuen erst erworben werden, was Zeit und Geld kostet. Als französische Seidenfabrikate in England zollfrei wurden, konnten zwar die Damen sich billiger als bisher in Seide kleiden, aber in Coventry, wo der englische Seidenhandel seinen Hauptsitz hat, sah man ringsum bald Trümmerhaufen.

Namentlich durch den Wettbewerb Deutschlands und der Vereinigten Staaten von Amerika, die Schutzzölle hatten und nicht nur in die ausländischen, sondern auch in die inländischen Absatzgebiete der Engländer eindrangen, wurden später die Fälle gemehrt, in denen englische Produzenten durch die Konkurrenz des Auslandes geschädigt wurden. Auch hatte mancher zu selbstbewußt gewordene englische Unternehmer versäumt, sich technisch auf der Höhe zu halten, auf der er den Zustrom fremder Fabrikate nicht zu fürchten brauchte. Die englische Industrie hatte die Ergebnisse der Wissenschaft nicht so benutzt und ausgenutzt wie die Deutschlands, wo Wissenschaft und Industrie in Gemeinschaft fortschritten. Deshalb hatte auf einzelnen Gebieten die englische Industrie ihre führende Stellung verloren. Nur aus einer Selbstberäucherung konnte aber die Behauptung entstehen, die englische Industrie sei überall von der deutschen geschlagen worden. Der Krieg hat bewiesen, welcher Leistung England fähig ist. Das bekannteste Beispiel dafür, wie England durch die deutsche „angewandte Wissenschaft“ getroffen wurde, bot die Chemische Industrie. Ein deutscher Chemiker fand die Synthese des künstlichen Indigo, die deutsche Industrie richtete sich auf dessen fabrikmäßige Herstellung ein, brachte ihn auf den Weltmarkt und 1913 führten deutsche Exporteure sogar nach Indien für 1¼ Million Mark künstlichen Indigo aus. Die indische Indigokultur, die in den Händen britischer Pflanzler lag, und der englische Indigohandel wurden dadurch natürlich in ihrer Machtstellung erschüttert.

Die Geschädigten riefen von links und rechts immer lauter nach einem Schutzzoll, weil England beim Freihandel gegen die Schutzzölle fremder Staaten wehrlos sei. Der konservative Premier Balfour war aber im Prinzip für den Freihandel. Man beschloß, die etwa einzuführenden Schutzzölle den Staaten gegenüber fallen zu lassen, die Englands Einfuhr nicht durch Schutzzölle hemmten. Balfour wollte also die Schutzzölle nur als Kampfmittel gegen die Schutzzölle anderer Staaten benutzen. Dagegen trat der Kolonialminister Joseph Chamberlain mit einem Programm hervor, das die englischen Kolonien mit dem Mutterland gegen alle fremden Länder durch Einführung von einstweilen niedrigen Schutzzöllen zusammenschließen wollte, einem Programm, das nicht nur zur Spaltung der Unionistenpartei, sondern sogar zum Sturze der damals von dieser Partei gebildeten Regierung führte. In das neue liberale Kabi-

net trat Lloyd George als Handelsminister ein, wurde dann Schatzkanzler und legte nun ein Budget vor, das der Schutzzollbewegung den Boden unter den Füßen fortschlug, wie es im Vorwort zu den „Reden von Lloyd George“ heißt. Die Schutzzöllner wollten mit den Einnahmen aus den geplanten Schutzzöllen die Kosten für verstärkte Rüstungen und Sozialreformen decken und die Schuld aus dem Burenkrieg tilgen. Lloyd George deckte aber, ohne Schutzzölle, den Staatsbedarf ausschließlich durch Steuern auf Einkommen, Besitz und Genußmittel; Nahrungsmittel und Rohstoffe ließ er unbelastet. Dieser thatkräftige Mann, der den Muth hatte, starke Feudaleinrichtungen und Vorrechte der Besitzenden zu beseitigen, gegen das House of Lords den Kampf aufzunehmen und die Arbeiterversicherung rücksichtslos durchzuführen, hat im Krieg das Steuer des Staatsschiffes erst ergriffen, als nach seiner Meinung die Mannschaft lässig zu werden drohte, und mitten im Krieg eine Wahlreform gesichert, durch die er mit weitem Blick für die Zeit nach dem Krieg den Staatsfeinden den günstigen Wind aus den Segeln nahm.

Lloyd George hat in einer feurigen Rede für den Freihandel aber für nöthig erachtet, den Vorwurf zurückzuweisen, daß er wegen der von ihm eingebrachten Patentbill eine Art Tarifreformer sei. Nach diesem Gesetz muß ein in England durch Patent geschütztes Verfahren im Inland innerhalb einer bestimmten Zeit ausgeführt oder ein patentirter Gegenstand nach gewisser Zeit im Lande hergestellt werden, wenn das ertheilte Patent unanfechtbar bleiben soll. Lloyd George sagte damals: „Die Wirkung des Schutzzollsystems ist die Erhöhung der Waarenpreise, die Wirkung meiner kleinen Patentbill ist deren Verbilligung.“ Dennoch bewirkte die Bill, daß die deutsche Chemische Industrie in ihrer Monopolstellung bedroht und die Gründung von Chemikalienfabriken in Großbritannien und Irland erzwungen wurde. Der Druck, den Lloyd George mit dem „Ausführungszwang“ der Patentbill auf die ausländische Konkurrenz übte, wird erkennbar, wenn man liest, was C. A. Vince, Parlamentsmitglied und Sekretär des Tarifkomitees, über ausländische Konkurrenz in einem schutzzöllnerischen Britanien in seinem Buch sagt, dem Chamberlain selbst, weil ers hoch schätzte, eine Vorrede schrieb. Da heißt es, der amerikanische oder deutsche Produzent, der fähig ist, mit britischen Fabrikanten zu vortheilhaften Bedingungen zu konkurriren, weil er irgendein Geheimniß sparsamer Produktion

besitzt, sei nicht als unfair zu betrachten, müsse aber, sobald er nach England importirt, den Schutzzoll tragen. Als sichere Wirkung dieser Gefahr wird hingestellt, daß solche Fabrikanten dann nicht auf den englischen Markt verzichten, sondern sich selbst in England niederlassen, Steuern und Abgaben zahlen und in ihren Fabriken englische Arbeiter beschäftigen werden. Den vom Schutzzöllner Chamberlain gewünschten Erfolg erreicht der Freihändler Lloyd George mit seiner Patentbill. Für unser Thema ist wichtig, daß Vince eine andere Art des Wettbewerbes zwischen den Zeilen als unfair bezeichnet: nämlich das Dumping. Was er damit meint, sei durch seine eigenen Worte erläutert. „In der zweiten Hälfte des Jahres 1900 verkaufte der Deutsche Drahtstiftfabrikanten-Verband in Deutschland 22 307 Tonnen mit einem Nutzen von 82 sh 9 d die Tonne und exportirte 19 525 Tonnen mit einem Verlust von 44 sh per Tonne. Der Heimathmarkt war durch einen Zoll von ungefähr 30 sh für die Tonne gegen fremden Wettbewerb geschützt.“ Vince hat diese Feststellung dem Iron Monger vom Februar 1901 entnommen, der sie in der Frankfurter Zeitung entdeckt haben soll. Beim Dumping exportirt meist eine Produzentenvereinigung Das, was sie von ihren Fabrikaten im Inland nicht zu dem Marktpreis, den sie festgesetzt hat, absetzen kann, in ein fremdes Land. Der dort empfangene niedrigere Preis stört die Mitglieder der Produzentenvereinigung bei fernerm Absatz im Inland nicht, wohl aber den ausländischen Konkurrenten, dessen Fabrikate die Produzentenvereinigung aber in ihrer Heimath nicht zu fürchten braucht, da sie gegen Zufluß fremder Erzeugnisse durch Schutzzölle im Herstellungland gesichert ist.

Solchen Schleuderelexport gab es auch in anderen Artikeln; und er fand dort, je nach dem Standpunkt des Betroffenen, verschiedene Beurtheilung, wobei, wie üblich, der Geschädigte seine Stimme lauter erschallen ließ als der Begünstigte. So versorgte Deutschland das Britenreich mit billigem Stahl und erleichterte damit zwar die Konkurrenzfähigkeit seiner Weiterverarbeiter, erschwerte aber der englischen Eisenindustrie das Leben.

Vince zeigt an einem Beispiel, daß es sehr rentabel sein kann, eine niedere Produktion, wenn sie auf eine höhere Leistungsfähigkeit eingerichtet ist, zu erhöhen und die Mehrfabrikation unter dem Selbstkostenpreis ins Ausland abzustoßen. Er berechnet für einen Artikel die Selbstkosten bei 100 000 Stück Fabrikation:

Zinsen und Abschreibungen	0,75	Steuern, Gehalt	0,50
Material	1,75	Lohn	1,—
zusammen also auf 4,—.			

Ausgabe bei nicht voll benutztem Betrieb: 80 000 Stück.		Ausgabe bei voll benutztem Betrieb: 100 000 Stück.	
Zinsen u. Abschreibungen	75 000,—	Zinsen u. Abschreibungen	75 000,—
Steuern, Gehalt	50 000,—	Steuern, Gehalt	50 000,—
Material	140 000,—	Material	175 000,—
Lohn	80 000,—	Lohn	100 000,—
	<u>345 000,—</u>		<u>400 000,—</u>
Verkauf:		Verkauf:	
80 000 à 4,5	360 000,—	80 000 à 4,5	360 000,—
Nutzen	<u>15 000,—</u>	20 000 ge-	
		dumpt à 3,5	70 000,—
			<u>430 000,—</u>
		Nutzen	<u>30 000,—</u>

Er setzt dabei voraus, daß, wenn bei halber Ausnutzung der Produktionsfähigkeit nur halb so viel Waare produziert wird, zwar nur halb so viel Material nöthig ist und nur halb so viel Löhne gezahlt zu werden brauchen, daß aber nach Einführung moderner, Arbeit ersparender Maschinen die Industrien stets auf große Produktionzziffern eingerichtet seien und deshalb Verzinsung und andere Lasten bei vermindertem Betrieb die selben seien wie beim unverminderten Betrieb, weil die kostspieligen Anlagen und Bureaux doch einmal vorhanden sind.

Chamberlain sagte in seinem Appell an die Regierung wörtlich: „Sie wird zu entscheiden haben, ob fremde Ausfuhrprämien ein Segen oder ein Fluch sind und ob ‚dumping‘ ein menschenfreundliches Verfahren ist, durch das Fremde sich bemühen, die Wohlfahrt unseres Landes zu sichern, oder ob es ein hinterlistiger Versuch ist, unsere Industrien zu ruiniren und unsere Märkte zu erobern.“ Balfour hatte schon 1902 mit seiner Drohung, Kampfzölle einzuführen, den Erfolg, daß die Zucker exportirenden Staaten die von ihnen gezahlten Ausfuhrprämien fallen ließen; hatte also einen freihändlerischen Sieg erreicht, da der Fortfall der Prämien sowohl den sie bezahlenden Staaten wie den unter dem prämiirten Zucker leidenden englischen Zuckerkolonien zu Gut kam. Lloyd George zwang mit seiner Patentbill lästige Konkurrenz, englisch zu werden, und sicherte den Freihandel seines Vaterlandes. Aber gegen das Dumping hatte man keine Abwehrmittel: „England is the dumping ground of all nations“, hieß es nicht zu Unrecht; und Das trübte die Freude an dem vielgeliebten Freihandel nicht wenig. Der führte auch in andere Sorge: um ihn

sich zu erhalten, mußte England die See beherrschen; ohne die Seeherrschaft käme es in die Gefahr, im Kriegsfall weder Nahrungsmittel noch Rohstoffe zu haben. Um am Freihandel festhalten zu können, scheute es deshalb auch keine Kosten, sich die Seeherrschaft zu sichern. Weil man in England in dem Ausbau der deutschen Flotte aber ein Mittel sah, England in seiner Seeherrschaft zu stören, betrachtete man das Wachstum der deutschen Marine als eine unerträgliche Bedrohung der Existenz. Wenn später in bestimmten englischen Kreisen der Krieg populär war, so war daran das Dumping zu großem Theil mitschuldig. Wer Wind sät, wird Sturm ernten. Bei der Konkurrenz mit fremder Industrie durfte Deutschland nicht nur an die Möglichkeit finanziellen Erfolges, mußte es auch an die politischen Folgen denken.

In ihrem Bericht für das Jahr 1913 sagte die Deutsche Bank, daß veraltete Methoden in der deutschen Industrie fast überall durch moderne, jeden Wettbewerb aushaltende ersetzt seien.* Schon im Jahr zuvor hatte die Bank berichtet, daß die deutsche Montan- und Hüttenindustrie in ihrer Leistungsfähigkeit die aller anderen Länder übertreffe. Das „gewerbliche Können“ des Landes war also längst geweckt: dann aber konnte man auch auf Friedrich List hören und nach dieser Entwicklung auf Schutzzölle für die Fabrikate verzichten, die den freien Wettbewerb nicht mehr zu scheuen brauchten. In dem bekannten Brief Bismarcks an Wilhelm den Ersten aus dem Jahr 1876 wird darauf hingewiesen, daß durch die bevorstehende zollfreie Eiseneinfuhr und die Exportprämie Frankreichs die deutsche Eisenindustrie in ihren letzten Resten ruiniert werden müsse; daraus ergab sich die Nothwendigkeit des Zollschutzes. Daß Deutschland sich von seinem englischen Lehrmeister losmachen konnte, bewirkte eine englische Erfindung: das Thomas-Verfahren, das ermöglichte, den Phosphor aus dem Roheisen zu entfernen. Dadurch wurde auch die in Lothringen vorkommende Minette, die zu großem Theil Phosphor enthält, ein für Deutschland werthvolles Erz und das aus ihr gewonnene Eisen eben so gut für Schmiede-, Walz- und Preß- wie für Gießereizwecke verwendbar. Allerdings mußte noch ein großer Theil der Eisenerze vom Ausland eingeführt werden. Gerade in der Eisenindustrie aber häuften sich die technischen Neuerungen so, daß der Geschäftsführer des Vereins Deutscher Eisen- und Stahlindustrieller, Dr. J. Reichert, im vorigen Jahr behauptete, deutsche Arbeit und

Die Zukunft

ihr Geist hätten das englische Vorbild in den Schatten gestellt, wobei die zur Verarbeitung kommenden Rohstoffe und die Arbeitslöhne immer theurer, die Fabrikate aber immer billiger geworden seien. In den Wirthschaftsberichten des Swiss Bankvereins in London wurde die Höhe der Produktion bemängelt, weil ein Theil der gewaltig erhöhten Produktion der deutschen Schwerindustrie nicht zum Konsum, sondern zur Erweiterung der deutschen Produktionsstätten verwendet werde. Die ungeheure Steigerung der amerikanischen Eisenproduktion hat gezeigt, daß für größere Exporte von Eisen- und Stahlfabrikaten auf dem Weltmarkt Platz war. Zu bezweifeln ist aber, ob es nöthig und schicklich war, für diesen Export auf dem Weg des Dumping Unterkunft zu suchen.

Durch die Hingabe der lothringischen Minetteerzgruben an Frankreich ist die deutsche Eisenindustrie geschwächt und an Dumping einstweilen nicht zu denken. Auch ist der deutsche Markt so aufnahmefähig, daß nur das zur Bezahlung von Lebensmitteln Nothwendige exportirt werden wird. Obendrein werden die fremden Länder sich aussuchen, was sie für Lebensmittel und Entschädigungen in Zahlung nehmen wollen. Immerhin wird der hohe Stand der fremden Valuten in Deutschland zum Export reizen, also auch anregen, bei später gesteigerter Produktion wieder durch Dumping Absatz zu suchen. Fürs Erste ist auf gesteigerte Produktion bei der Wirrniß in Deutschland nicht zu rechnen. Außerdem hat die Regierung in England jetzt ein wirksames Mittel, der heimischen Industrie die Deckung des inländischen Absatzes durch Fernhaltung ausländischer Fabrikate zu sichern: der Mangel an Frachtraum erlaubt ihr, Ein- und Ausfuhr nach Willkür zu ordnen. Diese Machtbefugniß kann sie benutzen, um unerwünschte Einfuhr fernzuhalten. Durch eine Hinterthür ist England auf die Sonnenseite der Schutzzollpolitik gekommen. Die Rückkehr zum reinen Freihandel wird aber von zahlreichen Stimmen gefordert, die auf die Schäden der jetzigen handelspolitischen Situation hinweisen. Die Frage, wie den üblen Folgen des Dumping vorzubeugen sei, hat, wie aus einer im Unterhaus im Mai ertheilten Antwort hervorgeht, die englische Regierung beschäftigt. Daß England beim Freihandel bleibt, daran hat das mit seinem Bedarf an Rohstoffen auf England angewiesene Deutschland das größte Interesse; und deshalb sollte es künftig auf Fördermittel von der Art des Dumping verzichten.

Amsterdam.

Hans Diddo Koopman.



Revolution und Theater

Eine Ueberraschung, eine nicht schmerzliche, doch beschämende Enttäuschung haben wir erlebt: wir wissen jetzt, daß von allen Uebeln des alten Systems die Theatercensur das geringste war. Da wollen nun Geschlechter von Dichtern gelebt haben und ließen, die Opfer dummer Polizeigewalt, uns die Stunde ihrer Befreiung ersehnen; doch da endlich die Büchse der Pandora sich erschließen durfte: was, außer Wedekinds, des halb schon Ehrwürdigen, Büchse (die Jeder, ders wünschte, längst kannte), was ist zum Vorschein gekommen? Ganz gewiß, um des Theaters willen brauchte keine Revolution zu kommen. Was freilich nicht hindert, daß Die vom Theater mit dabei sein wollen, wenn die neue Zeit gemacht wird. Pünktlich haben sie neue Lohnforderungen gemeldet und geben sich auch sonst, als ob sie Gott weiß was für Ansprüche an die Revolution hätten.

Ob das Rätthewesen, das nirgends so wie hier zum Unfug wird, sich im Theater einnistet, bleibt abzuwarten; schon übt der Geist der Rätthe seine Wirkung. Ein Beispiel nur: Die Mitglieder einer ehemals königlichen Opernbühne haben die Forderung gestellt, daß „alternirt“ werden soll; es soll kein „Rollenmonopol“ mehr geben. Das heißt: wenn in einem Theater zwei Sänger eine Rolle singen können, so sollen sie darin abwechseln; Das heißt: der eine soll nicht mehr das Recht haben, sie öfter als der andere, und der andere das Recht, sie eben so oft zu singen wie der eine; Das heißt: das Publikum soll den einen nicht öfter als den anderen in dieser Rolle hören dürfen: mag auch der eine ein Auserwählter, der andere nur ein Ausgelernter, nur brav und tüchtig sein. Bald wird das Publikum genöthigt sein, nicht mehr um der Darsteller, sondern wahrhaftig um des aufgeführten Werkes willen ins Theater zu gehen. Um des Werkes willen? Ich kann mir wohl eine Don Juan-Aufführung vorstellen, in der Alle brav und tüchtig sind und in der doch von Mozart nichts zu spüren ist, nicht mehr als von einem Rembrandt an lichtloser Wand. Größte Werke der Kunst leben nun einmal nur durch die Bühnendarstellung; und es ist nicht eine Personalangelegenheit noch eine Sache des „Publikums“, sondern eine Lebensfrage für den mozartischen Don Juan, ob ein kongenialer Künstler ihn lebendig macht oder ob irgendein Zufallsbaryton, der brav und tüchtig ist, als Don Juan auf der Bühne steht.

Was Dies mit der Revolution zu thun hat? Ich will es auf einem Umweg zeigen. Wenn ein Stück, eine Aufführung Erfolg hat, jeden Abend ausverkauft ist: gehet hin und fraget den Tenor, den Komiker, die Jugendliche, die erste Tänzerin, wer dem Direktor „das Geschäft macht“. Je tiefer Ihr hinuntersteigt, tiefer in die Provinz oder tiefer zu den Kleinen, Unbeachteten des Theaters, desto tiefer, werdet Ihr finden, und desto fester sitzt es: der Größenwahn. Den brauchen sie, Alle, zur Ausübung ihres Berufes; wer, bemalt und mit bunten Fetzen behängt, von oben und unten beleuchtet, von tausend Augen begafft, auf der Bühne steht, fuchelt und deklamirt: Der braucht ihn. Davon frei zu sein, ist ein Vorrecht, das nur Auserwählten zusteht; Größenwahn ist Talentersatz, ein Streckmittel für kleine und mittlere Talente. Es ist unmenschlich, einem Tenor zu sagen, daß er seinem Stimmgenossen nicht das Wasser reichen kann; ein Tenor, ders glaubte, könnte nicht Tenor bleiben. Nie wird im Theater geschehen, daß ein Kollegium von Kollegen, ein „Künstlerrath“, erkennt: Dieser Künstler ist mehr werth als wir Alle zusammen (und doch giebt es Dergleichen). Darum ist natürlich, daß in einem Theater, in dem die Mehrheit, Mehrheit der Braven und Tüchtigen, regirt oder mitregirt, daß im Theater der Revolution „alternirt“ wird, daß es vorbei ist mit der individuellen Werthung des Bühnenkünstlers. Mag schließlich der eine besser sein als andere; aber er soll nicht etwas Besseres als die Anderen, nicht bevorzugt sein, weil er vielleicht besser ist. Da handelt es sich nicht nur um Sänger und Schauspieler (und bald auch um Regisseure und Kapellmeister). Im Theater hat die Bewegung begonnen; aber sie zielt weit hinaus über die Grenzen des Theaters. Sie geht Dichter, Maler, Musiker, geht alle Künstler an. Künstler ist Künstler. So, wie Schuster Schuster ist. Wer brav und tüchtig ist, thut seine Arbeit. Wer seine Arbeit nicht thut, soll auch keinen Lohn erhalten.

Keinen Lohn? Das ist es: die Lohnfrage; und dahinter, nicht weit dahinter lauert die Frage, um die sich Alles dreht: das Sozialisirungsproblem. Sie sagen etwa, die revolutionären Theater-Sozialisten: Wenn ein Sänger, wegen seines Könnens, jeden Abend eine große Partie singen soll (jeden Abend bis an die Grenze seiner Leistungsfähigkeit) und der andere nur dann, wenn der eine entlastet werden muß, so hat füglich der eine auch Anspruch auf höheren Monatslohn; darum laßt beide abwechseln: und dem System der individuellen Verträge, diesem unkollegialen, wahrhaft unsozialen System ist das stärkste Argu-

ment entzogen: dem System, durch welches heute möglich ist, daß Zwei, die in einem Theater für das selbe Arbeitsgebiet verpflichtet sind, nicht gleichen Lohn erhalten (nicht: grundsätzlich und abgesehen etwa von Rücksichten des Dienstalters). Ein Anderes ist, daß nicht alle Fächer gleich bewerthet werden. Auch im sozialisirten Betrieb will man dem Tenor, dessen Material sich angeblich in kürzerer Zeit abnützt, gern höheres Einkommen zubilligen (damit er bei der großen Schlußabrechnung seines Lebens nicht zu kurz kommt). Dann giebt es auch noch große und kleine Rollen, erste, zweite, dritte Fächer. Wer mehr leistet, darf mehr Lohn fordern. Darf er wirklich? Warum muß Der wirthschaftlich leiden, der, an künstlerisch bescheidenerem Platz, nicht minder seine Pflicht thut? Jener singt einen ganzen Akt lang fast ununterbrochen und Dieser, es ist wahr, hat nur ein paar Takte; aber auch er muß den ganzen Akt auf der Bühne stehen. Läßt man einen Beamten büßen, an dessen Schalter es fast nichts zu thun giebt, während nebenan einer schwitzt: so drängt sich bei ihm das Publikum? Nun, es giebt auch Botenrollen: ein Auftritt, zwei Worte, und der Dienst eines Abends ist gethan. Darum keine Verlegenheit: das Alterniren im Fach war ein erster Schritt; das Alterniren zwischen den Fächern wird der zweite sein. Heute Held, morgen Diener; heute letztes, morgen erstes Fach. So werden Alle gleich, haben gleichen Lohn, im sozialisirten Theater gleichen Gewinnantheil zu fordern. Mag auch, sagt der echte Revolutionär, die Kunst ein Weilchen leiden: hier geht es um größte Menschheitsfragen; die Idee der Revolution kann vor dem Theater nicht Halt machen. Wolle das Theater, das heute noch das Theater von gestern ist, sich bequemen: ein Geschlecht von neuen Künstlern, aus dem neuen Geist geboren, wird ihm erwachsen. Wenn erst das Letzte geschehen, die Sozialisirung des Talentcs, des Geistes in der Kunst, vollzogen ist, dann, ja, dann soll auch der Kunst wieder ihr Recht werden; dann mag es Unterschiede, dann mag es wieder „Auserwählte“ geben, Tenöre und Geniale; aber die Produktionsmittel des Künstlers, Mittel, Kunst zu produziren, seine Stimme, sein Können, sein Fleiß, sein Künstlerthum, werden nicht mehr sein Eigen sein. Mag er sie dann, der Große, Gefeierte, im Dienste der Kunst nützen, jeden Abend, bis an die Grenze seiner Leistungsfähigkeit! Doch nicht zu seinem, sondern zu allgemeinem wirthschaftlichen Nutzen: zum Nutzen des Theaters, das auch ihn ernährt, ihn, wie Alle, deren Beruf es ist, durch das Theater der Kunst zu dienen. Ob groß oder

klein als Künstler: Menschen sind sie; allen Menschen gleiches Recht, zu leben! Auch allen an Kunst Mitarbeitenden?

Vergesst nur nicht, daß es etwas Besonderes ist, ein Künstler zu sein. Wer ist ein Künstler? Wer gelernt hat, Schuhe zu machen, darf als Schuhmacher leben, muß als Schuhmacher von seiner Arbeit leben dürfen; seine Arbeit, sein Beruf ist da, um ihn zu ernähren. Er lebt als Schuhmacher, nein; er macht Schuhe, achtundvierzig Stunden in der Woche, davon lebt er die übrigen hundertzwanzig Stunden, als Bürger, als Mensch. Aber es ist nicht wahr, Ihr revolutionären Schwätzer, daß der Beruf des Künstlers da ist, um den Künstler zu ernähren; das Erste ist, daß er den Beruf hat; das Zweite, daß der Beruf, wenn es sein Beruf ist, ihn ernährt. Das Recht, von der Kunst zu leben, ist ein Vorrecht, das in hartem Kampf erworben, in hartem Kampf erprobt werden muß. Es wäre gräßlich, wenn Jeder, der ein paar Rollen gelernt oder vielleicht irgendwo gespielt hat, Anspruch darauf besäße, sich als Schauspieler zu versorgen. Aber dagegen wißt Ihr Rath: Ihr wollt den Schauspielerstand vor unberufenen Eindringlingen schützen und in Zukunft nur mehr Genossenschafter, genossenschaftlich Gutgeheißene, zulassen (und also einen Kainz vom Theater ausschließen, wenn er zufällig die Laune hat, kein Genossenschafter zu sein). Dafür wollt auch Ihr endlich ein sorgenfreies, ungefährdetes Dasein haben, wollt endlich Menschen, Bürger sein. Sei doch ein Jeder Mensch oder Bürger, so viel er will; aber der Künstler bleibe Künstler, immer, zu jeder Stunde, oder er ist es nie. Man kann acht Stunden des Tages Schuhmacher, aber man kann nicht acht Stunden, nur acht, Künstler sein. Es ist etwas Besonderes, Künstler zu sein: ein Vorrecht und ein Opfer. Weh der Kunst, wenn die Künstler bequem werden! Das Dasein des Künstlers ist Kampf. Einsamer Kampf: jeder Künstler muß ihn selbst, jeder für sich allein führen; man kann ihn nicht sozialisieren. Gewiß, es giebt auch gemeinsame Angelegenheiten der Künstler, wirtschaftliche Standesinteressen; aber das wirtschaftliche Schicksal des Einzelnen muß Einzelschicksal bleiben. Es hieße, den psychologischen Typus Künstler austilgen, wollte man das Dasein des Künstlers vom individuellen Daseinskampf befreien. Die Revolution, die Das vorhat, meint es gut mit dem Künstler; aber sie versteht nichts von Psychologie; die Psychologie des Bühnenkünstlers zumal ist ein Kapitel, das erst geschrieben und gründlich von Denen studirt werden müßte, die neue Theatergesetze machen wollen.

Im Theater herrscht kein soziales (oder: unsoziales) Klassensystem; das Theater kennt weder Klassenvorurtheil noch soziale Ungerechtigkeit; Leistung und Erfolg ist Alles. Wer heute als gefeierter Stern das Leben eines Millionärs führt, kann noch vor wenigen Jahren als obskurer Chorsänger zur Unterschicht des Theaters gehört haben; der unbegabte Kapitalistensprößling ist nirgends so verloren wie auf der Bühne. Kein Postillon der Welt würde sich aber wieder als Tenor entdecken lassen, wenn die Tenöre es auch nicht mehr viel besser haben als die Postillone. Der Künstler, der nachschaffende mehr als der schaffende und keiner in solchem Maß wie der Bühnenkünstler, muß, um wirken zu können, Wirkung spüren; bleibt sie aus, so hat er, der Schauspieler oder Sänger, der nur persönlich, nur augenblicklich wirkt, nicht den Trost des Unverstandenen; ein „Star“, der nicht zieht, ist ein Unding. Den, der nach dem Höchsten strebt, kann die Illusion von Erfolg nicht befriedigen. Nur ein Maß trägt nicht: das Geld; man bezahlt nur Leistungen: wie viel Einer verdient, so viel ist er werth: der Satz gilt nirgends so wie im Theater. Ein schändlicher Satz? Vielleicht; aber schändlich für die Welt, worin der Künstler lebt, nicht für den Künstler. Eine bessere Welt soll kommen, mit dem Kapitalismus das Ansehen des Geldes zertrümmert werden? Seid doch ehrlich, Bühnengenossenschaftler: ist Euch denn darum zu thun, die Macht des Geldes zu zertrümmern? Ihr ärgert Euch an dem Geld, das ein Jadowker verdient; daher Euer Schrei nach Höchstpreisen. Aber, nichts für ungut, was geht Euch die Sache an? Vielleicht ist es wahr, daß bis heute der „Star“ zu hoch im Kurs stand; doch nicht Ihr hattet die Kosten zu tragen. Das Publikum, das auf den Luxus, sich einen Jadowker zu halten, nicht verzichten will und das dafür Geld übrig hat, das Publikum ist es, das letzten Endes auch die Jadowkergagen bestimmt. Den Preis, der zu hoch ist, bezahlt es, trotzdem, für Butter, aber nicht für Luxusartikel, nicht für Kunst; hier ist keine Gefahr der Ueberforderung und es bedarf darum auch keines Höchstpreises. Höchstpreise für Kunstleistungen: Das ist, wenn die Kunst sich wirtschaftlich ernst nimmt, wider den Geist der Kunst. Wer wollte ihre Wirkungsmöglichkeit begrenzen? Es giebt weder für die Kunst eine oberste Grenze des Erreichbaren noch für den Künstler eine oberste Grenze des Erstrebbaren. Auch eine mittlere Kunstleistung gelänge nicht, wo nur Mittleres gewollt war. Weh der Kunst, wenn der Künstler aufhört, vorwärts, aufwärts zu streben! Laßt ihm darum

die unbegrenzte Möglichkeit wirthschaftlichen Aufstieges: denn sie ist Anerkennung seines Rechtes, nach dem Höchsten zu streben, ist die Quelle, die seinen Willen zur Leistung speist.

Das Ende des wirthschaftlichen Individualismus in der Kunst müßte das Ende der Kunst bedeuten. Der Künstler, der nicht will, kann nicht; und er kann nicht wollen, wenn sein Wille gelähmt ist. Oder wie? Wenn Euer Sozialisirungsprogramm verwirklicht ist, dann darf es wieder individuelle Werthunterschiede, wird es wieder Große und Kleine geben? Aber dann wird es ja zu spät sein. Es wird weder Große geben noch Kleine, kein Wachstum, kein Streben. Wo kein Gefälle ist, da ist auch keine Wasserkraft. Alle werden behäbig sein und Alle tüchtig und Alle einander gleich...

Daß sie dem Künstler den individuellen Kampf ums Dasein abnehmen will, ist das erste Unrecht der Theaterrevolution; ihr zweites, daß sie den wirthschaftlichen Aufstieg des Künstlers zu hemmen strebt und den Klassenkampf, der auch hier zwischen Geber und Nehmer der Arbeit berechtigt ist, bis in die Künstlerschaft selbst trägt. Nicht das Talent mehr soll Daseinsrecht und Rang des Theaterkünstlers bestimmen, sondern die Tüchtigkeit, der bürgerlichste aller Werthbegriffe, der in der Kunst nicht über den Bezirk der Mittelmäßigkeit hinaus reicht, soll das Maß der Leistung werden und den Rang anweisen.

Revolution oder Mißbrauch der Revolution? Das Theater, das geistig-sittlich-künstlerische, hat von der Revolution, die wir sahen, nichts zu erwarten; im Theater blüht das Geschäft der Konjunktur-Revolutionäre. Mögen doch die wirthschaftlich Schwachen des Theaters ihre Lohnansprüche verfechten, genossenschaftlich-geschlossen gegen Ausbeuter, Unternehmer und Unternehmerthum sich zur Wehr setzen. Aber Künstler, genossenschaftlich-geschlossen, gegen Künstler? Die Mehrheit der Minderbegabten, die von der Kunst leben wollen, gegen die Minderheit Derer, durch die und von denen die Kunst lebt? Während draußen das Proletariat gegen kapitalistische Unterdrückung kämpft, im Theater Kampf des Künstlerproletariates zur Unterdrückung des Talent, des Geistes in der Kunst? Und Dies im Namen der Revolution, deren letztes Ziel, wenn nicht das Jahrhundert sich ihrer schämen soll, Herrschaft des Geistes, der geistigen Persönlichkeit sein muß? Das darf nicht geschehen.

Klaus Pringsheim.



Der Staatsmann

Seit einem Menschenalter glaubt und sagt man allgemein, daß hinter dem Staatsmann sein Volk stehen, daß das Volk Vertrauen zur Politik haben müsse. Früher war es anders. Noch in Metternichs Zeit gab es kein Volk, keine innere Theilnahme der Landesbewohner an der Politik. Damals gab es Unterthanen, die auch „hinter dem Staatsmann standen“: denn sie mußten zahlen und kämpfen; aber es gab kein Volk. Friedrich der Große hätte sich wohl sehr gewundert, wenn ihm von Volk gesprochen worden wäre. Er kannte nur den Adel, der die „Kerls“ in der Schlacht kommandirte. Auch Napoleon wußte nicht viel von einem denkenden und politisch theilnehmenden Volk; dennoch wurde er des französischen Volkes Seele. Er schrieb einen gewaltigen Stil, seine Bulletins griffen mit feurigen Armen in das Leben der Franzosen ein, die durch die Revolution schon an außerordentliche Gedanken gewöhnt und zu großartigen Thaten vorbereitet waren. Als das deutsche Volk sich gegen Napoleon erhob, waren manche der deutschen Regierungen, die den Begriff des Volkes noch nicht kannten, erfreut, manche erschreckt; denn was nun an Ideen zu Tage trat, war ihrem staatsmännischen Denken durchaus entgegen und sie sperrten nach dem Siege die Wortführer der Sieger ins Gefängniß. In England wars anders. Seit der Hinrichtung Karls des Ersten gab es eine Verfassung und ein Volk, das mitsprach. Allerdings wurde dies Verhältniß dadurch begünstigt, daß die Engländer nur im Ausland Krieg führten und nur mit geworbenen Soldaten und Matrosen. Jeder Krieg machte England reicher, und wenn die Lords auch dem gemeinen Mann den Haupttheil der Beute entzogen und für sich behielten, so war doch der Handelsstand so zahlreich, daß ein großer Theil der Bevölkerung in hohem Wohlstand lebte und niemals Grund hatte, an den Erfolgen der Politik zu mäkeln. In Deutschland gab Bismarck den Dingen eine Wendung, die das Volk zur Geltung brachte, aber nach seiner Entfernung vom Amt sank das Volk in politische Gleichgiltigkeit zurück, ließ sich regiren, ohne mitzureden, und glaubte, die errungenen Erfolge zur Entwickelung von Industrie und Handel benutzen zu können, ohne dem lenkenden Staatsmann auf die Finger zu sehen. Nach dem Ergebniß, das dieser Seelenzustand uns gebracht hat, lohnt es wohl der Mühe, zu überlegen, worin denn im Grunde die

Kunst des Staatsmannes besteht und wie es sich mit der Hilfe des Volkes verhält.

Ueber die Kunst des Staatsmannes läßt sich nur sagen, was überhaupt über Kunst zu sagen ist: der Künstler wird geboren. Man kann einige Eigenschaften aufzählen, die, der Erfahrung nach, zum Staatsmann gehören; aber das Wesentliche des Genies läßt sich nicht erklären. Der Staatsmann muß offene Augen für die Wirklichkeit haben und eine gewisse Divination für Vorgänge im Auslande, die mit Augen nicht wahrzunehmen sind. Und dann muß er Geistesgegenwart und Thatkraft haben, um im rechten Augenblick zu handeln. Er muß eine Persönlichkeit sein, die bezaubernd und beherrschend auf die Menschen wirkt, und darf nicht empfindlich sein für die Stiche der widerspenstigen schwächeren Politiker. Ist er ein solcher Mann, so kann er auf die Unterstützung des Volkes mit der selben Sicherheit rechnen wie der gute Schauspieler auf den Beifall des Publikums. Welcher Art die Verfassung ist, kommt dabei nicht in Frage. Der Herrscher auf dem Thron, der Präsident der Republik und der Minister auf dem Kanzleisstuhl werden die Staatsgeschäfte mit Erfolg leiten, wenn sie die rechten Männer sind. Man hat Englands Verfassung gepriesen, weil sie durch das Parlament dem Volke die Möglichkeit giebt, weise Rathschläge zu geben und unfähige Minister abzusetzen. Aber wenn keine Weisheit aus dem Volke kommt, nützt das Parlament nicht; und Weisheit kam aus dem Volke bisher fast immer nur, wenn es einen Staatsmann geboren hatte.

Wie aber bei allen Dingen, so muß man wohl auch bei dem Wesen des guten Staatsmannes fragen, welchen Zweck und Nutzen das Ding hat. Zunächst hat er wohl den Zweck, den eigenen Staat gut zu verwalten, und der Nutzen davon scheint auf der Hand zu liegen. Während Bismarck das Staatsgeschäft leitete, war zu merken, daß nicht nur Deutschland Nutzen davon hatte, sondern auch in die Angelegenheiten anderer Staaten eine gewisse Ordnung kam. Alle Nachbarn lernten ihren Platz und ihre Aufgabe besser kennen. Nach seiner Entlassung kam es zu mannichfacher Wirrnüß; bei uns und draußen. Der Kompaß des Weltschiffes war verloren gegangen. Diese Erscheinung, daß staatsmännisches Wirken nicht allein dem Staate des bewegenden Geistes, sondern auch anderen Staaten Vortheil beschert, läßt erkennen, daß es im Grunde gar keine einander feindliche Staaten giebt, und rückt das Wesen des wahren Staatsmannes in ein höheres Licht. Der Gedanke allgemeiner

Verbrüderung der Völker, der ganzen Menschheit wird aus dem Nebel unklaren Gefühls hervorgeholt und in greifbarer Wirklichkeit erfaßt. Stimmen bedeutender Denker haben die Wirklichkeit wahrhafter Staatsmannschaft geleugnet. Da das Streben des Staatsmanns (so sprachen sie) immer auf die Steigerung des Reichthums und Ansehens des eigenen Staates gerichtet sei, müsse die Staatskunst immer verderblich wirken; denn nicht die Macht des Staates sei zu erstreben, sondern die Herrschaft der Gerechtigkeit im Staat. Erzieher der Bürger solle der Staatsmann sein; wer aber seinem Staat Ansehen und Reichthum verschaffe, sei dem Arzt zu vergleichen, der die Krankheit eines überfütterten Körpers durch vermehrte Nahrung heilen wolle. Die Krankheit des Staates sei die Ungerechtigkeit; und die Vermehrung von Armee und Flotte, die Erhöhung der Macht des Staates begünstige die Ungerechtigkeit. Wirklich hat sich, ja fast immer gezeigt, daß die Erfolge des großen Staatsmannes zum Unheil des mächtiger und reicher gewordenen Staates ausschlugen; Uebermuth und Genußsucht stiegen und führten zu einer Katastrophe im Innern und Aeußern. Rom's Weltreich ist das unvergängliche Beispiel.

Der göttliche Platon vergleicht den Staatsmann einem Hirten, der vieler Kunstgriffe bedürfe, um die Heerde in Ordnung zu halten; nur sei dem Menschen ein noch klügeres und tüchtigeres Wesen eigen als den Thieren. Er vergleicht ihn auch einem Thierbändiger, der aber nicht behaupten dürfe, er beherrsche die wilden Bestien, wenn er ihnen ihre Launen abgelauscht habe und sie ihn nicht zerrissen. Bismarck war doch von anderem Schrot und Korn. Er schmeichelt nicht; und wollte Gerechtigkeit walten lassen, als er dem Volk das allgemeine Wahlrecht und die Arbeiterversicherung bescherte. Diese Werke überleben ihn. Doch sein persönliches Schicksal war tragisch. Immer ist's das des Staatsmannes, der ein ungewöhnlicher Geist ist. Selbst als König hat er zu leiden unter dem Unverstand und der heimlichen Bosheit der Bürger; ist er aber nur Minister, so labirt er beständig zwischen Schylla und Charybdis. Er muß Schiffbruch durch die Laune des Herrschers oder durch die Ränke der Beherrschten fürchten.

Der große Cardinal Richelieu begrüßte den schwachen Dreizehnten Louis stets auf den Knien und mußte Intriguen anzetteln, um den König zu umgarnen und der Ermordung oder Hinrichtung zu entgehen. Obendrein haßten ihn die Franzosen, die er vom Druck der Priesterschaft befreien wollte. Wie nun einmal der Lauf der Welt ist, kann ein großer Staats-

mann sich auf die Dauer nur behaupten, wenn er klein genug ist, auch die Fehler und die Laster nicht abzuthun, die dem Menschen als Schwimmblasen im Strom des Lebens dienen. Francis Bacon sagt, der hochstehende Mann habe vor Allem den Neid zu fürchten, müsse deshalb stets über den Druck der Geschäfte klagen, auch die drei Arten der Lüge beherrschen: das Ableugnen, das Behaupten falscher Thatfachen, und die Kunst, einen Strohmann vorzuschieben.

Jesús sagte, sein Reich sei nicht von dieser Welt. Auch Jesús war Staatsmann: er schuf ein Reich, das Reich der christlich gesinnten Menschen, das allmählich dann in das Reich der Kirche umgewandelt wurde. Jesús dachte so, wie, nach der Meinung der alten Griechen, der Gott Hades gedacht hat. Hades bedeutet dem Namen nach „Der Allwissende“. Hades will sein Weisheit den Menschen mittheilen, aber erst, wenn sie tot sind. Denn so lange sie Körper haben, werden sie durch ihre Leidenschaften gehindert, Weisheit zu lernen.

Dresden.

A u g u s t N i e m a n n.



Die Welt ohne Hunger*)

Das Buch, dem diese Zeilen gelten, hat seinen Weg ins Leseublikum schon gefunden: und so ist es mehr Begrüßung als Empfehlung, was ich hier zu sagen habe. Ich darf bemerken, daß mir die Erscheinung des Verfassers seit seiner frühen Jugend vertraut ist, und darum erzählt mir sein Werk auch von Dingen jenseits der für den Leser wahrnehmbaren Konturen. Ich weiß von so mancher Lodung, die dem Heranreisenden genahet war und der man leicht unterliegt, wenn es an künstlerischen Charakter gebricht. Daran fehlt es diesem Autor nicht. Ich will nicht behaupten, daß sein Buch, namentlich im rein Motiwischen, durchaus neu sei. Es ist die Tragödie eines Apostolates; und neu darin, neuzeitlich und aus unseren Tagen, ist nur der Fall, um den es die Lehre von den generellen Schicksalen großer Ideen vermehrt. Dieser Apostel hat einen Fund gemacht, und

*) Roman von Alfred Bratt. Verlag Erich Reiß in Berlin.

so ernst die Sache ist, so lauter ist das in ihm bebende Gefühl, das man in einem, auch innerlich naheliegenden Anklang, in die Worte fassen könnte: „Nicht mir, Herr, nicht mir, sondern den Armen und Bedrückten allein mein Werk und seine Früchte.“ Und nun er vor die Welt tritt, erlebt er seine Wunder, wie schon so Mancher vor ihm. Der Erste, an den er sich wendet, verlangt für die Mitwirkung seinen Profit; dem Zweiten, einem bösenischen Mortensgaard in höherer Potenz, ist der Fall das willkommene Mittel zum Stimmenfang, da es sich um seine Präsidentschaftskandidatur handelt; und der Dritte, in der Sache nicht, aber durch das Um und Auf Schrecklichste, versteht die Welt, kennt die Hilflosigkeit der Ideen, weiß, daß sie stets den Paulus brauchen, um lebendig wirksam zu werden; und ist der verschlagenste Kenner und Meister der Reklame-Regie. Naiv sein? Einfach sich den Bedürftigen darbringen und sich verkünden? Kinder-glaube; wer weiß nicht, was schon durch ihn fruchtlos zerbrochen und zermalmt worden ist! Nein, hundert Schleier vor, um Geheimniß hinter der Wolke zu sein, bevor die Welt Deiner gewahr wird; und theilt sich nach Aufstachelung der Neugier der Vorhang im schlaun errechneten Moment, dannn wisse, daß Du nur durch mein praktisches Genie erhoben worden bist. Jetzt erst bist Du der Prädestinirte, der Erlöser, der Prometheus. So stellt sich denn auch hier neben das schaffende Genie, ob Künstler und Gestalter oder Reformgeist, Philosoph, Ideenfinder, der Zwischenhändler mit dem großen Maul, der Auslagen-Arrangeur und commis voyageur der Größe mit der begeisterten Geberde; und nun ergiebt sich von selbst der Konflikt. Du, Pfadfinder, der Du zuerst den Blick für eine Idee, Deine Idee, hattest, erschauerst vor ihrer Heiligkeit und fühlst die in ihr lodernde Wunderkraft; und da erhebt sich hundertfach ver-lehender und grob materialistischer, als selbst der Feind mit der schnüffelndsten Skepsis, Dein markt-schreierischer Demagoge daneben, der sich Dir als Knecht aufgedrängt hat und jetzt auf einmal Dich und Deine Idee, als Euer gemeinsamer Tyrann, zu meistern gewillt ist; und brüllt Dir in die Ohren: „Du Faselhans mit Deinen Träumen, was bist Du? Einzig auf das Genie der Mache kommt es an!“

Wer in einem langen Leben den Blick für diese Dinge ge-schärft hat, weiß, daß da in Einem, zugleich mit der Witterung für all das Erlogene dieser schreierischen Ausrußerei, ein grimmiger Ekel und Haß aufkocht. Es ist nicht unmöglich, daß der Leser in diesem Theile der Tragödie sich beinahe noch mehr als weiterhin betroffen nach den Atmosphären umsehen wird, die er sonst aus seinen Büchern gewohnt ist. Da ist Alles wie durchhallt von Rauheit; und ohne billige Verwickelungen drängen die Worte, drängt die Welle der Erzählung in einer eigenen düsteren Schwere, in der so viel aufblitzt und eilig wieder verschwindet, der ernstesten und festen Problemstellung zu. Daß dem Genie gleich bei Beginn seines Laufes sich die bittere Erkenntniß des Schmaroherwesens gerade

des ersten und schreiendsten Bekenners aufdrängt, ist für den Anfang Stoff genug.

Allen Glauben und alle Fähigkeit des Fühlens findet Bratts Apostel (er heißt Alfred Bell) in Vivian Graham, deren Erscheinung zu dem Zartesten gehört, was der Roman von heute hervorgebracht hat. Da ist Alles wortfarg in der Behandlung, in einer Zeit, die bei jedem Versuch, zu schildern und zu zeichnen, die Dinge immer in Worten ersäuft. Dabei ist es mit ein Beweis der Herrschaft über das grob Stoffliche, daß diese Vivian Graham, bei deren Portraittirung er so ganz ohne die Schulmittel von heute auskommen konnte, doch ganz modern ist. Sie hat die Sicherheit und führt das Leben unserer „Dame von Welt“; und dabei ist es doch so, daß all das Zufällige den Ernst des Betrachters nie abzieht und das Interesse an der wahren, inneren Natur nicht von dem bloß Außerlichen aufgehoben erscheint. Nicht ein einziges Mal giebt es zwischen ihr und Bell eine Debatte über sein Werk, mit Augenaufschlag, Begeisterung und Händefalten; und doch steht vor uns ihr Wesen fest, klar, Vertrauen erweckend und fähig jeglichen Schwunges. In der Schilderung ist ein Moment, der mir besonders lieb ist: der Augenblick, da Bell sich von seinem Manager losreißt, der nun, um ihm alle Wege abzuschneiden, durch eine seiner Zeitungen in die Welt hinauszposaunt, daß zwischen dem armen Erfinder und Vivian, der jungen Milliardärstochter ein Verhältniß sich angesponnen habe. Das heißt in der Sprache der Gesellschaft, daß Vivian kompromittirt ist; und damit zugleich erfährt sie, daß Bell, die Konsequenzen ziehend, London heimlich verlassen will. Darauf eilt sie um Hilfe für Bell zu einem Freund, den sie vorgestern erst zurückgewiesen hat, als er um sie geworben; zu ihm, weil sie der Größe fähig ist, zu glauben, daß er, trotz der Zurückweisung, in solchem Fall selbst der Größe fähig sein wird. Und er, der kein Intellektueller ist, keine Horizonte hat, von Weltbeglückung nicht mitträumt, sondern als guter Junge mit beschränktem Bewußtsein und ohne Sentimentalitäten seine Zeit als leidenschaftlicher Fliegeramateur totschlägt: er hat die Größe, die sie von ihm voraussetzt, und in seinem Flugapparat flieht sie zusammen mit Bell. Der Flug endet mit Kurbelbruch und Absturz; Vivian Graham und der arme Retter versinken im Meer, während Bell gerettet wird und nach Amerika kommt. Und nun folgt der zweite Theil, der in der Konzeption größer ist und voll der Melancholie mehr eines Denkers als des bloßen Temperamentes. Was natürlich nicht hindert, daß der Denker auch Fehlschlüsse gemacht oder nicht bis ans Ende gedacht haben kann. In Amerika (das zu schablonenhaft gezeichnet ist, denn es enthält doch wohl noch Anderes als Broadwaylärm, Zeitungslumperei und die Roosevelts mit dem behenden Griff und den weitaufgerissenen Mäulern) gelangt Bell zur Katastrophe der

beiden ihn erfüllenden Träume: seines subjektiven Glaubens an die Menschen und mit als Folge, des Glaubens an die Lösbarkeit des sozialen Problems. Was ist es, das er in Europa ohne Verzicht auf die Reinheit den Menschen nicht in Besitz zu bringen vermochte und womit er nun an die Thore der Neuen Welt klopft? Es ist das Mittel, das die Menschen vor der Alles bezwingenden Macht des Hungers sichern und von ihnen hierdurch den Bann der Abhängigkeit vom Kapital nehmen soll. Werden sie bei ihm aushalten, auch wenn es Kampf kostet, und genügt ein Mittel gegen den Hunger, um den Gegner niederzuringen, oder gehört noch etwas dazu?

Lesen man nun in dem Buch selbst, welche Antwort der junge Dichter auf diese Frage hat. Ein Russe aus dem vorigen Jahrhundert, ein Alexander Herzen, Tschernitschewski's Rachmetow, D'Isaeli, wenn er noch einmal seine „Sjbill“ zu schreiben hätte, hätten mitten in der Ungewißheit des Kampfes lächelnd geantwortet: „Brüder, nur keine Zagheit, unser ist der Sieg!“ Der Autor von heute ist bekommener oder vorsichtiger, sachlich und wissenschaftlich exakter. Oder ist es nur die Sorge vor der Kritik der Immer-Positiven, die ihn bestimmt, am Ende seines Laufes, der ihm beinahe schon den Ruf eines Utopisten eingebracht hätte, in eine Anti-Utopia umzuschlagen? Denn Das ist es, womit er eigentlich schließt. Du armer Messias, das Volk wird noch heute, just in dem Augenblick, wo es Dich zu vergöttern schien, Dich anspeien und sich wider Dich wenden, wenn nur der Concern geschickt seine Mädlerei in Gang zu bringen versteht. Mit der Bannung des Hungers aus der Welt wäre noch nichts gethan, sondern noch Anderes, Materielles und Moralisches, müßte hinzukommen; und auf dieses Andere zu hoffen, damit zu rechnen, ist aller Thorheiten größte.

Ist Dem nun wirklich so? Aber ich will hier nicht weiter mitsprechen. Ich bin zu alt, um da auf einmal, nach einem anders gerichteten Lebenslauf, Meinungen ausframen zu wollen, und traue den Prophezeiungen überhaupt so wenig, daß sie mir nicht imponiren, trotzdem ja ich selbst einmal in Augenblicken der Selbstvergessenheit mir Prophet zu sein eingebildet habe. Deshalb möge mir mein lieber junger Dichter nicht allzu sehr zürnen, wenn ich, ohne gegen ihn zu sein, doch auch noch nicht mit ihm zu sein vermöchte. Sondern wir wollen es halten wie in der Geschichte, die jener gewisse Herr von den drei Ringen erzählt hat: nach tausend Jahren wollen wir einen besseren Richter und Bericht-erstatter fragen, wie es mit diesen Dingen eigentlich geworden ist.

Wien. Adolf Selber.

Der Reher von Soana

Erhart Hauptmann stieg die Treppe seines alten väterlichen Holzhauses herab, dort in dem weiten Hochthal des schlesischen Gebirges, und wie er schlank und kühl herunterkam, die kantige gotische Stirn erhoben, den schmalen Mund geschlossen, von einer Art unirdischen Leidens überschattet, glückte er in Allem jenem Johannes des Albrecht Dürer. Damals war er zweiunddreißig Jahre. Es war ein rechtes Haus, wohl begründet mit Weib und Kindern, und doch erschien er als ein Nisset. Kann man es nicht im Grunde sein und bleiben, auch wenn drei blonde Knaben Vater rufen? Damals schrieb er Florian Geher, vielleicht das Beste, was ihm je gelang, und es war ein Drama unter Männern, zugleich ein Drama des Verzichtes, zugleich ein Drama der Seele. War nicht sein ganzes Werk bis dahin Seele und Verzicht gewesen?

Mit einem kühn aufrauschenden Gedicht, das sich an den rhapsodischen Seefahrten des Dichter-Lords gebildet, hatte der Zwanzigjährige präludirt, mit diesem „Promethidenlos“ die erste Kurve um das Leben gezogen, von jenem schweren Ernst getragen, den nur der Jüngling kennt. Er hatte (wofern ich mich des nicht mehr erwerblichen Buches recht entsinne) sich darin der Berührung jeder Lust schauernd ent schlagen und, die Seele zu retten, den Leib zur Flucht getrieben. Dann hatte er, in zwei bürgerlichen Dramen, sich mit der Katastrophe von Familien, in zwei Komödien mit der Verspottung eines Standes, mit der Phantastik eines älteren Sonderlings beschäftigt, und was in diesen Stücken überhaupt an Frauen vorkam, war mädchenhaft und summt, verschleiert oder naiv, nur eben zwischen diesen Männern, die es kaum berührte.

Damals und später schrieb Hauptmann Stücke beinahe ohne Frauen oder doch ohne erotische Konflikte: zuerst als Dreißigjähriger das große Schauspiel der Weber, Florian Geher ein paar Jahre darauf, Dramen, in denen, wie man wohl gesagt hat, das Volk den Helden abgiebt, dann, anfangs der Vierziger, die Gedankendichtung Michael Kramer. Groß aber, wofern er ihn berührte, blieb Seele oder schwebte doch, wenn er sich niederlassen wollte, gleich davon. Von solchem blauen Blute, höchst sensuell, doch zu zerbrechlich, um die Umarmung eines Mannes anders als im Traume zu ertragen, war Hannele emporgehoben und aufgefahren; und die den Armen Heinrich zu erlösen kam und die dann Kaiser Karl als Geißel dienen sollte, waren Hanneles Schwestern nicht minder als Elsalil, die in Hauptmanns letztem Drama den adeligen Mörder traumwandelnd liebt und opfert. Fünfundzwanzig Jahre des Lebens und der Kunst liegen zwischen Hanneles und Elsalils Gestalten, doch sie blieb sich beinahe gleich: so tief wirkt in diesem Dichter die Vision eines traumverlorenen Mädchenopfers, das vor dem Namen Liebe schon erschrickt.

Auch wie Hauptmann seine Bäuerinnen in Fuhrmann Henschel,

in Rose Bernd und schließlich auch in der Griselba zur Liebe führt, so ist es immer doch ein Schuldigwerden und bleibt ein Kreuz und ein lastendes Schicksal, so sehr auch der Gestalter diese Frauen vor Hohn und Strafe der bürgerlichen Welt zu schützen weiß. All Dies, ob traumverloren oder erdgebannt, ist stets ein christlicher Gros gewesen, in Furcht und Aengsten haben diese Frauen sich ins Gebet gesammelt, meist war ein Pfarrer da, die Kirche war es, die ihnen verzieh, die sie verstieß, und nur die Macht solchen Christenthumes nahm im Verlauf dieser Dichtungen ab, um in den letzten Stücken zu verblassen.

Doch zwischen diesen beiden Friesen von Frauen stehen allein, wie auf zwei Inseln, zwei andere, die, wofern sie schon des Dichters Züge tragen, doch weder Bäuerinnen sind noch Träumerinnen, sondern Frauen mehr des Instinktes als der Seele, kühnere, süßere, heidnischere Wesen. Mitte Dreißig hat Hauptmann die Versunkene Glocke, Anfang Vierzig Elga geschrieben. Da waren denn mit einem Mal Frauen geschaffen, in deren Arme endlich sich Männer werfen konnten, aus deren Inbrunst Schicksale stiegen, die nicht liebten, um zu dienen oder zu retten, sondern die liebten, weil sie liebten.

Denn dieser Glockengießer, von Ehe, Pfarrer, bürgerlicher Werkstatt ermüdet, erkennt sich neu und zehnfacht seine Kräfte, indem er jenes elbische Wesen erkennt, das ihn in hellere Gesilde führt. Ist dieser Glockengießer schon von Hauptmanns früheren aufstrebenden Gestalten ein Bruder, so scheint er doch entschlossen, sein Leben und sein Werk in andere Breiten zu entwickeln, und wendet sich durchaus von Jenen ab. Wie dunkel, wie gebannt und wie asketisch waren diese Männer durch Welt und Liebe gegangen! Hier brach zum ersten Mal Einer den Bann, indem er zwischen Arbeit und Entzücken, zwischen Tanz und Werk sich endlich selber fand. Aber er erlag. Die Stimme des Thales, die er vergessen wollte, zog ihn am Ende doch hinab, er fluchte jener holdesten Erscheinung wie einem Spuß, er war noch nicht der Mann, die Teufelin festzuhalten.

Er hatte einen älteren Bruder, ja, auch er. Jener Johannes, der in den Einsamen Menschen aus bürgerlicher Dumpsheit sich in freie Bahnen sehnt, mußte sich, kaum daß er zu einer frischeren Frau auch nur das Haupt erhob, sogleich zurückgezwungen fühlen, und ging, in der Verwirrung seines Herzens, am Ende in den See, um sich zu finden. Dies war Hauptmanns Vision vom strebenden Manne, vielleicht sein Selbstporträt mit Dreißig, asketisch dunkel und vergebens emporlangend in leichteres Gewölk. Mit Fünfunddreißig wagte er, von einem neuen Lebenspuls getrieben, den ersten kühnen Ritt ins heidnische Land, Heinrich den Glockengießer ließ er von der Kapelle auf die Berge steigen, hämmern, athmend, liebend, und doch zuletzt zerbrechen, von Schuld und vom Gewissen heimgesucht. Es war die Mitte seines Dichterlebens, in der er den christlichen Geist vergebens zu besiegen trachtete. Doch flackerten die Lichterspiele der Sinne zuweilen wieder auf. Breit und mit behaglich weltlicher Geberde schrieb

er das Spiel der Trunkenbolde, dunkel umdrohte nächtlicher Gesang und Orgel die kurz hindonnernde Dichtung von Elga, in der Hauptmann, ein einziges Mal, als Leidenschaft die Liebe brennen ließ. Auch hier brach am Schluß Alles zusammen, aber es war nicht mehr Gewissensqual, Kirche und Schwäche, die die Heldin zum Unterliegen brachte, hier war es Haß und Grauen, Wildheit und Eiferjucht, die auf einander prallten. Und dicht nach dieser seiner einzigen Tragödie hebt sich die Linie schon in leichtere Luft. Ihr ließ der Dichter das zarte und kostbare Glashüttenmärchen folgen und schuf in Pippa zum ersten Mal ein Wesen, das tanzt, noch süßer als das elbische Rautendelein, noch leichter, taumeliger.

Doch erst, als Hauptmann sich den Fünfzigern näherte, gab er sich selber frei. Zwanzig Jahre nach den Einsamen Menschen ließ er deren Gestalten, in Gabriel Schillings Flucht, noch einmal erstehen; doch nun setzte er den Problematischen, die sich das Leben belasten, ein heiter gefaßtes, blondes Paar entgegen, die entschlossen sind, zu lieben und zu wirken. Man muß dieses Stück mit seinem gequälten und seinem etwas bewußt befreiten Menschenpaare nicht lieben, muß aber seine Bedeutung als Bekenntnisschrift des Dichters fassen. Erst hier, erst mit fast fünfzig Jahren hat dieser Dichter einen großen Durchbruch des vollen Lebens angeschlagen und ihn festgehalten. War bis dahin durch fünfundzwanzig Jahre sein Werk, als Dokument einer Seele, ein schwärmendes Traumgebilde oder ein dunkles Bauernbild oder, wofern es Kampf darstellte, ein Untergang durch Erbschaft, Ressentiment, Schuldgefühle, war es in Moll gehalten und auch dort, wo ein Mittelsatz zu helleren Tönen sich entwirkte, am Ende wieder in die alte Weise zurückgefallen, wie das Hirtenlied des Tristan: nun stieg getrost empor, was sich bis dahin nur leise vorgewagt hatte, schuldlos und reuelos ein Bekenntnis zu den Sinnen, fest und gewiß auf dieser Erde, mitten im Licht, und man dachte der Verse des Armen Heinrich von jenem Saucher, der heil zurückgekehrt zur Oberfläche, „dann ist sein Lachen, wenn er einmal lacht, Lasten von Golde werth.“ Und doch, es war ein Saucher damals, der heraufrkam, ein Geheilte war es, nicht ein Geborener, und so stark erzitterte diese in Alfese emporgewachsene Dichterseele vor solchem Bekenntnis, daß sie es nur an die Seite seines Werkes rückte und noch immer nicht im Schicksal der Hauptgestalten darzustellen wagte, was sie bewegte.

Erst jetzt, wieder um sieben Jahre später, hat dieser Dichter, der sich wie Rembrandt in mancher Maske darzustellen liebt, ein volles Confiteor zu den Göttern gesprochen und, trotz einer neuen Verhüllung in Form einer erzählten Erzählung, scheint er zugleich in dieser Novelle „Der Keger von Soana“ eine symbolische Geschichte seiner Seele geschrieben zu haben, die wiederum ein Bekenntnis seiner Generation umschließt. Es ist die Geschichte eines Asketen, der zum heidnischen Anachoreten wird, das Erwachen eines Heiligen zur Liebe, die Verwandlung eines Priesters in einen Berghirten. Es ist, obwohl in

unserer Zeit und in den Bergen von Lugano spielend, eine Mutation vom Christlichen zum Griechischen, wobei denn mit voller Kunst das Panische in jene moderne Vielfalt aufgelöst wird, die man Naturalistik zu nennen pflegt. In diesem edlen kleinen Werke nennt der Dichter das Mädchen „die Frucht vom Baume des Lebens, nicht vom Baume der Erkenntniß“ und giebt auch hiermit einen Fingerzeig.

Agatha, nun, sie mag mit dem Wesen verwandt sein, das den Glockengießer genießen lehrte, aber Diese ist, während sie beinahe nichts spricht, noch frischer, weniger undinenhaft, ganz schlafender Sinn, Instinkt und Trieb; und hatte Hauptmann früher Waldwesen und Nymphen mancherlei geschaut, nun faßt er herzhafter seine Vision. Die Schwere ist von ihm gefallen, nicht fürchtet er mehr, zurückzublicken, mit voller Freude steuert er der kleinen Liebesinsel zu, auf der der Priester und das Hirtenkind sich finden. Unvergessbar, wie sie, einer Waldnymphe der klassischen Walpurgisnacht vergleichbar, auf einem störrischen Boche reitend, mit gelüfteten Kleidern, bronzen, stark und ungeberdig, den armen Priester vollends hinreißt. Und Hauptmann häuft sogar, wie um aus Troß den Rest von fern abgrollendem Zweifel zu betäuben, in dieser Liebe Frevel auf Frevel im Kirchenjinn, denn dieses Kind soll aus Blutschande stammen; verthiert und zottig, wild und zitternd schildert er diese elterlichen Geschwister, die vor dem Steinwurf der empörten Dorfschristen in unwegsame Bergabhänge mit ihren Ziegen flohen. Die hegenhafte Gestalt, die sich in seinen Dramen wiederholte, findet sich wieder, auch Dorf und Bürgermeister.

Doch dieser Priester selber war zuvor nirgendß. Wie Hauptmann den heiligen Jüngling Schönheit und Sinne, wie er ihn an dem antiken Sarkophag, in dem die Bäuerinnen waschen, dann wiederum im verlassenen Altelir eines Onkels die Freiheit weiblicher Gestalt entdecken läßt; wie ihn, der seinen hundert Bauernmädchen in Schule, Messe, Beichte wie ein Entrückter begegnet war, in der besreiten Wildniß eines Bergfrühlingstages Natur und Heiterkeit, dies Heidenisch-Bukolische des Hirtenkindes in die Bande schlagen; wie er, im Tremolo seiner Verwirrung, nun betet und nun nicht mehr beten mag, weil alle Fragen nach der Göttlichkeit sich im Gefühl der irdischen Liebe lösen; wie die Erzählung mit vollkommener Kunst an ihrem Höhepunkte abbricht und nur durch ein heroisch nachgesehtes Bild sich schweigend ergänzt: dies Alles mit seiner sinnlichen Ueberfülle stellt die Entwicklung eines Dichters dar, der spät und nur auf langem schönen Umwege die Welt, die Frauen und sich selber fand.

Als Gerhart Hauptmann seinen Weg begann, war Friedrich Nietzsche Sprachgewalt noch kaum vernehmbar. Wie schwer entrang sich da aus zweifelvoller Brust das eigene Bekenntniß zu Dem, was Nietzsche mit dem Worte Dionysisch unübersetzbar schön gefangen hat! Denn wahrlich ist es zu Zeiten der Begriff, der nur noch fehlt, um unruhvollen Seelen das Zeichen zur Befreiung zu bedeuten. Durch das Didicht christlicher Lehren, in denen er erzogen war, durch die

verhängnisvolle Theilung in zwei Welten, in der man nur der Seele, nur den Sinnen dienen könnte, selbst durch die transparente Seichtigkeit materieller Anschauungsformen und wiederum durch das großartige Chaos der wagnerischen Unform mußte ein junger Dichter in den achtziger Jahren in Deutschland hindurchwaten. Weit waren uns andere Kulturen voran, doch sah man sie bei uns kaum. Nur auf einer Fahrt rund um die Welt konnte man vielleicht Griechenland entdecken.

Manche meinen, Hauptmanns griechische Reise habe ihn gleichsam geheilt. Daß man nicht sehen will, wie Jeder dahin reist, wohin die inneren Gesetze seiner Wahl ihn ziehen! Auf dieser Reise, die er uns so gedankenreich beschrieb, kann er doch nur, wie jeder Dichter, ein innerlich vorausgeschauten Bildniß nun aufgefunden und mit heiterem Erschrecken wahr befunden haben, was er in seiner Seele trug. Wer in Sizilien schon Griechenland voraus erkannte, wird sich in Griechenland daheim empfinden; und von den Bergeshalben bei Lugano, in die Hauptmann seine Erzählung versetzte, ist es nicht so sehr weit bis nach Messene oder Nauplia, — ach, es ist noch sehr weit!

Erscheint uns Jüngeren in dieser Dichtung Manches nicht von jenem Goldton, der Giorgiones Hirten überglänzt, so stehen wir mit Staunen vor dieser späten Bejahung des Lebens, die uns der reichste deutsche Dichter, nach vierundzwanzig Dramen zum ersten Mal, in einer Erzählung bietet. Ist es nicht sonderbar, daß uns, die in weiter erschlossener Freiheit beginnen durften und deren innerer Kampf in anderen Schichten spielt, der Älteste von Denen, die wir ehren, mit ganz ergrautem Haar und Goethen an Antlitz nun ähnlicher als dem Johannes Dürers, solch einen Lockruf der Jugend zuzuwerfen weiß? Ist es nicht wunderbar, wie dieser Dichter solch einen Weg hin zu den Sinnen nahm, während Richard Dehmel, beinahe gleichen Alters, aus Trunkenheit zu immer milderer Tönen sich entwirkte? Man könnte, soll es denn ohne Vergleich nicht abgehen, am Ehestem an Klingers Entwicklung denken, der sich vom „Christus im Olymp“ mit grauem Barte zu den erotischen Phantasien des „Zeltes“ schlang.

Ja, blicken diese Meister um sich her, so sehen sie eine erneute Jugend, die der Tragödie ausweicht, ohne doch deshalb in die Mischform der Groteske gedrängt zu sein. In Augen blicken sie, vom Widerschein des Abenteuers schimmernd, in Herzen, reuelos und nur auf sich gestellt, Wagnissen zugethan, dem Gotte ergeben, sehr fern der Äuße, fremd jenen Hemmungen, die dem vorigen Geschlechte den freien Athem nahmen, in Seelen von Stahl, in Künstler voll Lebensfeuers, hoch dankbar und schweigend vor den älteren Meistern.

Ascona.

Emil Ludwig.



Klabunds Mohammed

Mohammed stürzte sich in die Einsamkeit, brandend und brüllend, daß sie wie ein Meer über ihn zusammenschlug. Niemand durfte sich mit seinem zerbrechlichen Kahn auf die von der Geißel Gottes gepeitschten Wogen wagen; sie hätten ihn zerschmettert und als werthloses Strandgut an die Küste geworfen. Nicht Chadibjeh, die Schillernde Schlange, kroch die besonnten Felsen zur Einsiedelei empor. Nicht Maria, dem singenden Vogel, glückte der schmerzliche Flug durch das Dornengebüsch und an den Leimruthen und Netzen der Vogelfsteller vorbei.

Mohammed jubelte: sein Lachen brauste in den Lüften: seine Stirn stürmte zu den Wolken:

Ich bin allein! Niemandes Folgsamer und meiner endlich gewiß! Die Sonne ist meine Sonne, ich wandle meinen Schritt. Ich sehe mich im Spiegel des Baches und bin betroffen. Ich falle nieder am Ufer und trinke durstig mein Antlitz. Nachts fallen die Sterne auf meinen Weg und sind Riesel, die im Mondlicht glänzen. Ich hebe sie in meine Hand und betrachte sie willig. Die Eidechse, meine kleine Schwester, hält an der Mauer meinen Blicken Stand und zärtlich sehe ich sie in dunkler Höhle entschwinden. Der ich in der Gemeinheit der Menschen mich hassen lernte — ich wage, mich zum ersten Mal zu lieben, und weine mich wie ein Kind in seligen Schlaf...

Mohammed rannte bis in die tiefsten Thäler Meffas. Die Wildniß entwirrte sich vor ihm. Schlinggewächse entschlangen sich. Sumpf ward Erde. Silberne Quelle Labfal. Die Steine ebneten sich unten seinem fröhlichen Fuß. Die Fichten verneigten sich. Und die Felsen warfen sich Echo auf Echo zu wie einen klingenden Ball: Heil Dir, Mohammed, Gesandter Gottes!

Es war der heißeste Ramadhan seit vielen Jahrzehnten. In den Straßen der Städte fielen die Maulthiere tot um. Kamele verdursteten. Hunde wurden tollwüthig. An den Karawanenstraßen schimmerten wie Meilensteine eines qualvollen Weges die Leichen der von der Sonne erschlagenen Araber. Chadibjeh und Maria lagen im steinernen Schatten des Hauses, im kühlsten innersten Gemach, auf Baßdecken. Sie hatten die Kleider von sich gestreift, die, zu einem Knäuel geschichtet, wie ein bunter Göze aus der Dämmerung glöhten. Ihre schönen Brüste leuchteten wie weiße Ampeln. Sie tranken Fruchtwasser, naschten an Zuckergebäck und spielten Mühle. Ein zahmer chinesischer Zeisig mit einem sonderbaren hahnähnlichen feuerrothen Schopf sprang auf den Feldern des Spielbrettes zirpend zwischen den Steinen.

Plötzlich warf Ali, der Knabe, den Vorhang zurück und meldete: Ein Bettler, Herrin, steht am Thor und läßt sich nicht abweisen. Ich bot ihm Datteln. Er wies sie zurück. Ich bot ihm Münze. Er schlug sie mir aus der Hand. Sein Bart und sein Haar ist verwildert

wie ein Wald aus Knieholz. Er stinkt wie ein Schafal. Sein Leib ist mit schwarzen Krusten bedeckt. Er ähnelt einem Taschenkrebs. Die Urne schlägt er wie Mühlenflügel. Aus seinem Mund tropft heißer Speichel wie gesiedetes Blei. Seine Augen sind groß wie die Augen von Irren. Er wünscht Euch zu sprechen, Herrin ...'

Maria zitterte. Ein Spielstein fiel aus ihren Fingern und klorrte auf's Brett. Der Zeisig freischte belustigt.

Chadibjeh stützte das Kinn in die Hand. 'Bring uns Decken, Ali.'

Der Knabe huschte maushaft durch den Raum.

Die weißen Ampeln erloschen unter Tüchern.

'Der Mann soll kommen.'

Mit klappernden Gliedern tanzte ein gebrechlicher Greis durch die Thür. Unreiner Athem erfüllte die Luft. Häßlichkeit mißhandelte die Blicke, die ihn beschauten. Grauweißes Haar wuchs pilzig aus dem Kopf. Der Burnus, der ihn wie mit Krähenflügeln beschirmte, stob schmutzig und zerrissen von seinen Lenden. Fallend fiel er zwischen den Frauen nieder.

'Mohammed!' schrien die Frauen.

Wie Bambus schossen sie steil in die Höhe. Die Decken fielen von ihren Hüften. Ihre weißen Brüste funkelten.

... Mohammed gesundete.

Die Frauen pflegten ihn wie ein Kind: mit Hühnerfleisch und Eselsmilch. Sie wuschen und kämmten ihn des Morgens. Sie trugen ihn im Sessel nachts, wenn Kühlung wehte, auf das Dach. Da saß er im Sessel und sah mit leeren Augen in die Sterne.

'Liebes Licht!' sagte er und winkte den goldenen Brüdern.

Als Mohammed eines Tages zu sich kam, sah er Chadibjeh in Unterhandlung mit einem Reisenden, welcher von Medina eingetroffen war und gute Geschäfte in Essenzen und Oelen für sie gemacht hatte.

'Während Du fiebrig plappertest, Mohammed' (Chadibjeh sah ihn an), 'habe ich gehandelt.'

'O Weib,' sprach Mohammed, 'dem Worte werden Füße wachsen und es wird wandeln. Es wird ein Leib sein und eine Stirn haben. Seine harten Hände werden das Schwert schwingen und das Wort wird töten, welche an die Macht des Wortes nicht glaubten.'

Das ist ein Stück aus dem bei Erich Reiß erschienenen „Roman eines Propheten“ von Klabund. Deutlich zeigt er die beiden Elemente, die, wie das wahrhaft Dichterische überhaupt, das Wesen dieses Boeten zusammensehen: das Seherische und das Spielerische, das von den höchsten Dingen des Himmels Beseßene und das von den niedrigsten Dingen der Erde Besitzergreifende. Schon die besonders infirmierte Zeile des berühmt-berüchtigten Gedichtes, das den jungen Studenten Henschke vor Gericht und seinen grotesken Decknamen zum ersten Mal auf die Lippen der Leute brachte, kennzeichnete sich durch eine Verkopplung des Heiligsten mit einem Ausdruck für gewisse

animalische Funktionen, die doch nicht nur auf die Anrempelung bürgerlicher Konvention ausging, sondern ihre tief innere Berechtigung und Nothwendigkeit in der Spannweite der seelischen Gemarkung hatte, innerhalb der das Talent dieses Dichters lebte und lebt.

Und „Moreau“, das letzte epische Eigenwerk (neben mancherlei Uebersetzung und Lyrik) des immerhin bedenklich schnell Schaffenden, nahm Aufschwünge in eine Ekstase hohen Ranges, die man nicht wechseln darf: weder mit der feigen, wohlfeilen Zshlucht, die den heute zur Waarenhausattrappe gewordenen Begriff „Menschheit“ wie einen Theatermantel um ihre Blöße zu werfen pflegt, noch mit der üblen Konjunkturmystik, die heute bei Bühnen- und Bücherschreibern, mehr oder minder geschmackvoll hergerichtet, im Schwang ist. Das „Außer-sich-sein“ der Helden Klabunds (und damit ihres Schöpfers selbst) hat (nur als Formanalogie, nicht als Intensitätsvergleich sei es gesagt) das gleiche Movens wie das der monumentalen Mystiker des Mittelalters: die Versenkung in die eigene vielspältige Persönlichkeit um der Erringung der Einheit alles Seienden willen. Moreau und Mohammed, zwei hegend-gehezte Krieger Zeit ihres historischen Lebens, bei Klabund laufen sie in sich selbst, bis sie die Quellen des eigenen Seins rauschen, diese in den Strom des Allseins verrauschen hören. Geschichtliche Wahrheit, Bildnisse berühmter Männer darf man von einem also gerichteten Geist nicht verlangen, so wenig von einem Karl Sternheim oder Georg Kaiser zu verlangen ist, sie möchten sich mit ihren Schulkleuten oder Kassirern anders denn als mit platonischen Ideen befassen. Dies ist ja die herrliche Habe, mehr noch: die heilige Hoffnung, die heutige Künstler der Welt, und nicht zuletzt der deutsch Schreibenden, geschenkt haben: daß wir wieder Horizonte sehen statt Impressionen, Hintergründe und nicht mehr Beweggründe.

Es zeugt eben so von Klabunds jünglinghaftem Wagemuth wie von seinem frühaltan Blick für Wirkungen, daß er sich zur Darstellung der Kräfte, die er in sich wirbeln fühlt und in deren Kreis er den Lesenden zu reißen trachtet, der Höchstformen des Phänomens Mensch bedient und nicht, wie die zuvor genannten Dichter etwa, Kaiser und Sternheim, die Erscheinungswelt verengter Seelen nach jenen Peripherien dehnt, wo sie, verrinnend und verröthelnd, ihr Ewiges berühren. Klabund macht es sich, wie schon angedeutet, damit leicht und schwer zugleich. Der Weg zum Gipfelplateau, wo, wie Wolkengang auf Hochhalben, das Ringen um und mit dem Geist wogt, bemüht ihn und uns nicht allzu sehr: man fährt gleichsam im Lift *medias in res*. Aber sich oben zu halten, ist hart: weil die Luft, statt allmählich, mit einem Ruck zu dünn wird. Am Härtesten für den Dichter selbst. Ihm selbst geht der Athem schließlich aus; er kommt manchmal gefährlich ins Rutschen; und es sind, nicht selten, bloß die zackig-prächtigen, blumenumbuschten lyrischen Vorsprünge, die ihn gerade noch beim Kopfzipfel erwischen, um ihn auf dem Niveau

zu halten. Darum kann es auch nicht wundern, daß der letzte Aufschwung, der, hochhast, aus dem eigenen Herzen wachsend, den Gipfel überhöhen, die Höhe dahinauf gipfeln mußte, wo das letzte Begreifen, das letzte Leicht- und Lichtwerden sich über die leuchtende Seele breitet, den dunklen Ab des Diesseitigen in silbernen Hauch zerlösend, daß diese sublimste Geistwerdung des Dichterischen, das dem „Morcau“ nicht gegeben war, sich auch dem „Mohammed“ ver sagt. Beim „Soldaten“ mochte Dies allenfalls Nicht-Wollen sein; beim „Propheten“ weist es unbedingt auf Nicht-Können. Denn Dies allein gründet den Begriff, rechtfertigt überhaupt das Vorhandensein der Stifter neuer Götter: daß in ihnen, aller Kreatur zum Vorbild, eine neue Vereinigung mit dem Ewigen Statt findet. Aber soll man, darf man auch nur von einem Fünfundzwanzigjährigen Das verlangen, was das eingeborene Gesetz gerade dieses Stoffes verlangt? Ultrömische Weisheit schon lehrte: unter der Gewalt weitausholenden Wurfes in die Knie zu brechen, sei ein schönerer Sieg, als die Niederlage der breitbeinigen Vollendung des Erbärmlichen.

München.

Harry Rahn.



Das Haus der Humanität

Es war am zweiten September, als ich abends um neun Uhr das Haus der Humanität betrat. Es war gerade sechs Wochen, daß ich blind war. Am nächsten Tage wurde ich einundzwanzig Jahre. Es ist der traurigste Geburtstag gewesen, den ich im Leben gefeiert habe.

Ich hatte in der Nacht wenig geschlafen und stand um sieben Uhr auf. Kein Mensch kümmerte sich um mich. So habe ich allein, auf einem Stuhl sitzend, meinen Geburtstag gefeiert. Ich habe keinen Brief erhalten, keinen Gruß.

Das Haus war groß. Weite Flure zogen durch die Hauptfront und die Seitenflügel. Mitten in einem großen Garten liegt das Haus. Reiche Leute haben es gestiftet. Ich habe später einmal eine Ansprache gehört, welche einer dieser Leute an die Bewohner des Hauses richtete. Er sagte: „Wir haben dieses Haus erbaut, um Euch ein Heim zu geben, eine Heimath. Ihr sollt wissen, daß es noch Menschen giebt, die Euch nie vergessen. Der einzige Wunsch ist, Euch Liebe zu geben. Gebt uns dafür ein Wenig Vertrauen.“ Es waren die Worte eines ernsten Mannes und kamen aus einem Herzen voll Liebe.

Was ich in diesem Haus erlebte, war nicht Liebe.

Ich habe lange Zeit gebraucht, um mich in das neue Haus einzuleben. Eine Heimath ist es mir nie gewesen. Ich habe keine Stunde gehabt, in der ich froh war, wo ich Liebe gesehen habe.

Ich war sechs Wochen krank gewesen und war in dieser Zeit ein- oder zweimal aufgestanden. Sonst hatte ich im Bett bleiben müssen. Denn ich war noch sehr schwach. An meinem Geburtstag sollte ich

beginnen, wieder gehen zu lernen; und schreiben und lesen. Ich sollte ein neues Leben beginnen. Denn aus dem alten Leben war ich herausgerissen. Das war tot. Das kam nie wieder. In den ersten Tagen lag ich auf meinem Bett und versuchte, nicht denken zu müssen. Ich aß nicht, denn ich war müde.

An der Spitze des Hauses stand ein Verwalter. Er kam zu mir und sagte mir, ich müsse doch essen. Ich konnte nicht. Da ging er, leise vor sich hinsprechend, hinaus.

Die Stunden schleichen und werden zu Ewigkeiten. Denn ich sah nichts. Manchmal stierte ich vor mich hin, um das Dunkel vor meinen Augen zu durchbrechen. Denn ich glaubte nicht, daß ich im Leben wirklich einmal wieder einen Strahl von Licht sehen sollte. Aber es nutzte nicht. Nur die Augen wurden heiß und glühend und das Blut stieg mir in die Stirn, daß sie brannte. Wochen bin ich allein gewesen. Nur die Gedanken an mein früheres Leben, an Alles, was ich verloren hatte, waren bei mir. In dieser Zeit ist kein Mensch bei mir gewesen. Ich hatte mir Papierbogen genommen und zusammengerollt. Wenn ich sie langsam abrollte, konnte ich schreiben. Ich fand einen Bleistift. So habe ich gegessen und habe Briefe geschrieben und Menschen gebeten, daß sie einmal zu mir kommen sollten. Denn ich mußte einmal wieder mit einem Menschen sprechen. Ob diese Menschen nicht lesen konnten, was ich zu schreiben versucht hatte? Ich habe es nicht erfahren. Aber Niemand kam und ich blieb allein.

Nun kam die Zeit völliger Hoffnungslosigkeit und einer großen, schweren Müdigkeit. Ganz unten im Herzen aber wurde ich verbittert.

Wenn ich nachts wachte, habe ich gedacht: Wie kann ich einen Menschen bewegen, daß er zu mir kommt? Denn es hatte mich eine große Furcht befallen, allein zu bleiben.

In einer langen Nacht habe ich gegessen und wieder nach langer Zeit mir einen Bogen genommen und zusammengerollt. Mein Bleistift war abgebrochen. Ich habe ihn mit den Nägeln der Hände angespißt. Dann habe ich geschrieben. Der letzte Versuch, den ich machen wollte, um einen Menschen zu sehen. Ich dachte: Die Frauen wissen, was Liebe ist. Der Brief war geschrieben und fort. Ich war so müde geworden, daß ich in den nächsten Tagen mich gar nicht mehr bejann, geschrieben zu haben. Die Tage schlichen in gleicher Rede vorüber, Tage und Nächte. Ich hatte gewagt, mit anderen Menschen zu sprechen, die mit mir dieses Haus bewohnten. Ich hatte nicht gehofft, daß ich unter ihnen einen Menschen finden würde, der mir helfen konnte. So war ich auch nicht enttäuscht.

Einer war unter ihnen, der mir die Schrift für die Blinden zeigte. Aber ich hatte keine Kraft und keinen Muth, zu arbeiten.

Der Brief war vergessen, denn viele Tage lagen zwischen der Nacht, in der ich geschrieben hatte, und den Tagen, wo ich vergebens zu arbeiten versuchte.

Eines Morgens lag ich auf dem Bett. Die Herbstsonne schien so

warm in das Zimmer, daß ich meinen Rock ausgezogen hatte. An diesem Morgen kamen zwei Menschen zu mir. Ich wußte erst nicht, ob ich träumte; denn den Brief hatte ich ja vergessen.

Ich glaube, wir haben uns geküßt. Ich weiß es. Sie hat an dem Rande meines Bettes gegessen. Wir haben nicht viel gesprochen. Denn ich vermochte es nicht. Es ist die Freude gewesen.

An diesem Tag habe ich zum ersten Mal gesehen, daß ich in dem Haus der Humanität war. Da bestand die Einrichtung, daß jeder Besuch bei dem Verwalter angemeldet werden muß. Daß ich meinen Besuch nicht gefragt hatte, ob er angemeldet sei, kann ich verstehen. Andere Menschen konnten es nicht. Ich hatte mich vielleicht eine Viertelstunde gefreut, als ein Mensch in das Zimmer hereingepoltert kam, daß ich erschraf. Man schien nicht gewohnt zu sein, vorher anzuklopfen. Von diesem Schrecken hätte ich mich erholen können, aber der Mensch sprach auch noch. Und laut und schreiend, schimpfend.

Wir waren still. Man hörte in dem Zimmer nur seine laute, grelle Stimme. „Es sei keine Art und Weise“ (so viel hörte ich aus seiner Rede heraus), „daß ein Besuch, wenn er vor dem Thor draußen auf dem Schild liest, er muß sich anmelden, dann einfach hineingehe, ohne einem Menschen Etwas zu sagen. Das sollte Jeder wissen. Und es gehört sich nicht, wenn junge Mädchen auf das Zimmer eines Herrn gehen, der im Bett liegt. Anständige junge Mädchen thun so was nicht.“

Er machte eine Pause, um neue Anstandsregeln zu ertheilen. Ich sagte: „Was anständig ist, wissen wir selbst.“ Ich war so müde, so müde, daß ich nichts mehr sagen konnte.

Er verbot meinem Besuch, noch länger zu bleiben. Still und ruhig gingen sie und verließen das Haus der Humanität.

Am Nachmittag bin ich ausgegangen und zum ersten Mal nach langer Zeit froh gewesen. Ich habe ganz leise manchmal gelacht. Am Abend ließ ich mich von einem Mann, der noch ein Wenig sehen konnte und auch in dem Haus wohnte, abholen und ging mit ihm heim. Ich sprach noch mit einigen Menschen und hörte, daß ich heute Besuch gehabt und ein Mädchen mich geküßt habe. Ich sagte nichts. Ich habe zum ersten Mal in dieser Nacht ruhig geschlafen.

Aber der Verwalter des Hauses der Humanität war nicht unthätig gewesen. Ueber ihm stand als eine Art Direktor der Privatsekretär des Mannes, der das Haus erbaut hatte. An diesen Mann hatte er telephonirt und ihm die furchtbare Thatfache mitgetheilt, daß ich unangemeldeten Besuch gehabt und diesen Gast auch wieder in der Stadt getroffen habe. Am folgenden Tag wurde dem Mann, der mich begleitet hatte, verboten, noch mit mir auszugehen. Der Sekretär ließ auch sagen, das Haus der Humanität sei weder ein Krankenhaus noch eine Kinderstube. Ich habe ihn in der ganzen Zeit nicht ein einziges Mal gesprochen; und doch sollte er sehen, wo Recht und wo Unrecht in dem Hause war.

An diesem Tag wurde mir die ganze Hilflosigkeit eines Blinden erschütternd klar. Ich sagte dem Verwalter, daß ich heraus wolle. Aber er wollte mir keinen Mann mitgeben, der mich begleiten konnte. Er sagte nur: „Es fehlt auch noch, daß die Stadt nachher erzählt, die Bewohner dieses Hauses träfen sich in der Stadt mit Mädchen.“

Ich wußte nicht, was ich thun sollte. Ich wollte in den Garten gehen. Durch den Flur ging ich langsam und unsicher, stieß mit dem Kopf an ein offenstehendes Fenster. Da ging ich müde wieder auf mein Zimmer. Aber es hielt mich nicht. Ich versuchte noch einmal, den Weg in den Garten zu finden. Es gelang mir. Ich wollte aus dem Haus der Humanität gehen und einen Menschen auf der Straße bitten, mich zu den beiden Menschen zu führen, da ich wußte, wo sie wohnten. Es war acht Uhr abends.

Ich bin im Garten herumgeirrt und habe versucht, das Thor zu finden. Ich habe gesucht. Mehrmals bin ich gefallen. Ich habe zwei Stunden das Thor gesucht und habe es nicht gefunden. Durch einen Zufall stand ich nach zwei Stunden an der Thür, durch die ich in den Garten gekommen war. Ich habe während der ganzen Nacht auf meinem Zimmer gegessen. Ich habe mich nicht zu Bett gelegt. Habe gewartet auf das Schlagen der Halbenstunden und der Stunden. Ich habe sie schlagen hören; alle, nach einander. Bis es Morgen wurde. Schon um sechs Uhr habe ich den Versuch noch einmal unternommen. Wieder bin ich umhergeirrt, über eine Stunde, und fand das Thor nicht. Nur der Verwalter kam einmal zu mir und ermahnte mich, mir nur nicht so viel Mühe zu geben; das Thor würde ich doch nicht finden. Ich habe ihm noch einmal gesagt, daß ich gehen wolle. Er lachte. Ich wollte telephoniren. Er lachte. Da bin ich langsam durch den Garten gegangen. Ab und zu kam der Verwalter zu mir und fragte, ob ich nicht Kaffee trinken, nicht hinein gehen wolle. Manchmal fand ich das Gitter des Zaunes und meine heißen Hände umklammerten das kalte Eisen.

Der Verwalter kam wieder zu mir und sagte, wenn ich telephoniren wolle, könne ich es jetzt thun. Ich ging mit ihm in das Haus. Als wir aber das Haus betreten hatten, war der Verwalter fort; und ich wußte den Weg nicht nach dem Bureau, wo das Telephon war.

Ich ging wieder in den Garten. Ich wollte es. Aber ich konnte nicht. Die Thür, durch die ich noch vor zwei Minuten gegangen war, war abgeschlossen. Ich ging zu der anderen Thür. Auch sie war verschlossen. Wie ich später hörte, sind an diesem Morgen alle Thüren, alle Thore verschlossen gewesen.

So wurde ich eingeschlossen wie ein Mensch des Gefängnisses; in dem Haus der Humanität.

Kein Mensch hat sich um mich gekümmert. Den ganzen Tag nicht. Am folgenden Tag lernte ich den Mann kennen, der später gesagt hat: „Die Liebe hat Euch dieses Haus erbaut.“

Ich habe in ihm einen Mann gefunden, der für Alles Verständniß hat. Ich verdanke ihm viel. Er hat mir in dieser schweren Zeit geholfen, daß ich aus dem Streit meines Herzens mich heraus fand und wieder wagte, das neue Leben mit leisem Muth anzufangen.

Ich habe nicht verstehen können, daß in dem Haus, das seine Eltern erbaut hatten, nichts von der Liebe war, die er den Menschen erweisen wollte. Aber er hatte keine Zeit, sich viel mit dem Haus zu beschäftigen. Er dachte nicht daran, daß es Menschen gab, die nicht in seinem Sinne handelten. Ich habe in manchen schwierigen Fällen mich an ihn gewandt und bei ihm immer Verständniß und Rath gefunden.

Es gab in dem Haus der Humanität viele Menschen, die eben so fühlten wie ich. Das Haus hätte ein wahres Heim für diese Leute sein können, wenn an seiner Spitze ein Mann gestanden hätte, der in richtiger Art, mit dem wahren Verständniß zu walten wußte.

Einer von ihnen hat mir gesagt, als ich ihn fragte, wie es ihm in dem Haus gefalle: „Was wir haben möchten, ist Ruhe und Ablenkung in stiller Weise. Wir haben, Jeder, unser Zimmer, in dem wir leben. Das ist gut. Aber das Haus ist ein Paradebau. In den Zimmern sind Klingeln für den Fall, daß Einem mal Etwas geschieht und er sich nicht allein helfen kann. Wenn man aber geschellt hat, weiß Niemand, wer es that. Man muß dann erst den ganzen Flügel ablaufen und suchen, woher das Klingeln kam. Das Essen ist auch nicht gut. Das geht auch nicht; denn es ist nöthiger, daß das Haus immer glänzt und blinkt, als daß wir gut essen. Im vorigen Jahr ist ein Zehntel des von uns für den Aufenthalt gezahlten Geldes für das Essen ausgegeben worden. Das andere Geld für Putzen.“

Ich hatte darüber noch nicht nachgedacht, weil ich allein aß. Wenn das Essen auch nicht gut war: man blieb am Leben. Aber ich habe dann später auch gesehen, daß mein Zimmer, obwohl ich nie mehr ausging, nicht in den Garten, nicht in die Stadt, jeden Morgen ausgewaschen und gewacht wurde. Weshalb, weiß ich nicht.

Ich hatte nach einigen Monaten gute Leute gefunden, zu denen ich oft gegangen bin. Wir haben Ausflüge gemacht. Es wurde Winter. Das Eis kam. Ich lief mit ihnen Schlittschuh und rodelte und dachte wenig an das Haus. Es wurde sehr kalt. Wochen lang war in dem Haus eine Kälte, daß mir beim Schreiben die Finger erstarrten. Aber es gab keine Kehlen. Ich bin zu meinen Bekannten gegangen, weil ich vor Kälte zitterte, wenn ich morgens aufstand, und bedauerte nur die Hausgenossen, die draußen keine Bekannte hatten.

Wie ich einmal später zufällig in der Stadt hörte, war die Kälte des Hauses der Humanität auch in der Stadt bekannt. Ich hörte, daß wohl zehn Mädchen jeden Sonntag zu einer Näherin in die Stadt gingen, bei ihr Kaffee tranken und bis abends bei ihr blieben, weil sie es in unserem Haus vor Kälte nicht aushalten konnten. Aber die Kälte ist in den ganzen Wintermonaten geblieben.

Als ich eines Abends nach Haus kam, traf ich einen Blinden, der

im Zimmer neben mir wohnte, in großer Aufregung. Ich fragte ihn und er erzählte mir, was ihm geschehen sei. Der Mann war früher Buchhalter und hatte durch seine Erblindung Stellung und Vermögen verloren. Er sagte: „Als wir heute abends in den Eßsaal kamen und ich mich gesetzt hatte, suchte ich meine Gabel. Ich fand sie nicht. Aber auf dem Holztisch, der jede Woche einmal gescheuert wird, lagen auf einer Schnitte Brot drei von Öl triefende Pfannkuchen. Es muß ein Bild gewesen sein für die Leute, die sehen konnten: Neunzig Blinde Dies essend! Mit den Händen, daß das Öl an den Fingern herunterlief. Ich bin gegangen. Ich habe nichts zu essen bekommen. Ich bin jetzt sechzig Jahre. Aber wie ein Stück Vieh zu essen: Das lehren mich auch nicht diese Leute.“

Ich habe schweigend zugehört; und mich gefragt, ob es der Mann wisse, der gesagt hatte: „Die Liebe hat Euch dieses Haus erbaut.“

Mit dem Verwalter komme ich nicht oft zusammen. Er führt eine Art Kleinkrieg gegen mich. Morgens hatte ich vierzehn Tage lang Kaffeetassen ohne Henkel oder Tassen, deren Rand einem Steinbruch gleich. Er hat nicht viel zu thun. Die Hauptarbeit für ihn ist, sich das Leben so angenehm wie möglich zu machen. Er führt zwei getrennte Küchen, eine für sich, eine für die Blinden. Sogar einen anderen Kaffee trinkt er. Das Dienstpersonal erhält Tischtücher und zwei Teller. Die Blinden nicht.

Eines Tages geschah etwas Unglaubliches, dessen geheimnißvollen Sinn ich mir zuerst nicht erklären konnte. Der Verwalter kam auf mein Zimmer und sprach mit mir. Er erkundigte sich, wie es mir gehe, und fragte, ob er einmal meine Schreibmaschine sehen dürfe. Ich war sehr erstaunt und merkte gar nicht, daß er das Zimmer schon wieder verlassen hatte. Später habe ich erfahren, daß an diesem Tag wohl ein Paket angekommen sein mußte, das meine Eltern seinen Kindern zu Weihnachten sandten. Sein Wesen war sehr bald wie früher. Er setzte den Kleinkrieg fort. Da ich oft an meine Bekannten in der Stadt telephonirte, schloß er das Bureau ab. Und da er selber selten auf dem Bureau arbeitete, war es fast immer verschlossen und ich mochte sehen, wie ich telephoniren könne.

Den Sekretär habe ich auch nicht kennen gelernt. Er kam an Sonntagen für kurze Zeit und ging bald wieder.

Ich konnte dem Verwalter nicht Lebewohl sagen. Denn an dem Tag, da ich fortging (ich war sechs Monate in seinem Haus gewesen), hat er mir nicht einmal Guten Morgen gewünscht, als er an mir vorbei ging. So war die ganze Familie. Er hat drei Söhne und zwei Töchter. Ich habe nicht gehört, daß sie im Vorübergehen einem Blinden ein einziges Mal Guten Tag sagten.

„Die Liebe hat Euch dieses Haus erbaut.“ Ich habe in dem Haus nichts von Liebe gemerkt. Oder war Das Liebe, was ich sah? Vielleicht. Denn ich war jung und hatte vielleicht falsche Anschauungen von Menschen und Dingen. Und von der Liebe.

Udo von Haxfeld.

Die Detektei

Grützmacher & Müller

Gründer:
pers. Kol. Krupp Kommandar
Egon Grützmacher

Berlin, S.W. 68. ♦ Friedrichstr. 208

Schiffahrts-Aktien

Kolonialwerte, Städte- und Staatsanleihen, ausländische Kopons

E. CALMANN, HAMBURG

Carlton-Hotel = Frankfurt a. M. =

Das Vollendetste eines modernen Hotels. □ Gegenüber dem Haupt-
bahnhof, linker Ausgang.

Hotel Hansa-Hof • Harzburg

Hotel Marienbad

Haus ersten Ranges
Einziges Gartenhotel Münchens
Vornehmer, ruhiger Aufenthalt

Vieth's Hotel Victoria * Bad Harzburg

Wiener Restaurant

TELEPHON:
Zentrum 4086

Pilsner Urquell

Friedrichstr. 88
Mittelstr. 57—59

KRZIWANEK

Weltberühmte Küche

WEINHAUS TAUBENSCHLOSS

Taubenstr. 8/9 Tel. Zentr. 3459

Abendkonzerte □ Intimer Barbetrieb □ Gute Küche

Zahnpasta

Hekodont

sorgt für blendend weisse gesunde Zähne.

Alleiniger Hersteller:

C.W. Hengstmann Chem. Fabrik Charlottenburg II.

Anregend!**Dr. Hofibauer's ges. gesch.
Yohimbin-Tabletten****Kräftigend!**

Gegen Schwächezustände beiderlei Geschlechts. Originalpackung 25 Stck.
M. 5,50, 50 Stck. M. 10,50, 100 Stck. M. 20,—, 200 Stck. M. 38,50.
Literatur vers. gratis **Elefanten-Apotheke, Berlin 414, Leipziger Str. 74 (Dönhofpl.)**

Angloval gegen nervöse Schlaflosigkeit
nur aus pflanzlichen Bestandteilen

Gen.-Depot: **Hohenzollern-Apotheke, Berlin W 10, Königin-Augusta-Str. 50**

Akt

48 hochkünstlerische Freilichtaufnahmen. Bromsilberoriginalfotos seltene Wahl weibl. Schönheit
einschließl. ges. gesch. Stereo-Apparat, hervorragend. Optik u. Plastik, nur 15,— Mk. franko
Nachnahme. Illustr. Prospekt frei!
Fotohaus K. Nolte, Abt. Z, Berlin S 14

Brillanten Juwelen, Perlen, Smaragde
und Perlenschnüre
kauft zu hohen Preisen
M. Spitz, BERLIN, Friedrichstrasse 91/92
zwischen Mittel- und Dorothenstrasse

RHEINISCHE HANDELSGESELLSCHAFT

m. b. H.

Düsseldorf 23

An- und Verkauf von Effekten

Fernsprecher: 4410, 4411, 4431, 4432. Telegramm-Adresse: Velox.

Café Grunewald

Altberühmtes, vornehmes Restaurant

Paulsborner Straße 48

**Leitung in Händen des bekannten
Hotelfachmanns Emil Gelling**



Keine Postkarten, sondern nur künstlerische **Akthographie**. Man verlange Probeseudung, Postfach 2, Hamburg 31.



Halali-Hut (gesetzl. gesch.)



Halali ist der eleg. u. vornehmste Promenaden- und Reishut.
Halali imponiert durch seine fabelhafte Leichtigkeit als hygienische Kopfbedeckung.

Halali ist das Ideal eines Sport-, Jagd- und Touristen-Hutes.

Niederlage in allen erstklass. Geschäften d. Branche.
Näheres bei Hermann A. Rothschild,
Moselstraße 4, Frankfurt a. M.
Nachahmungen werd. gerichtl. verfolgt.

Rauchen Sie, soviel Sie wollen!!!

Bei Anwendung von

NICOMORS

keine Schädigung der Gesundheit mehr.

Nicomors ein ärztlich empfohlenes, durch D. R. P. geschütztes Präparat in Tablettenform. Preis pro Röhrchen Mk. 2.—. Zu haben in den Apotheken, Drogerien oder direkt durch den Alleinfabrikanten

Chem. Fabrik Hermann Drösse, Berlin-Schöneberg, Hauptstr. 8.

Erstklassigen Hotels

bietet der Anzeigenteil der **Zukunft** Gelegenheit
== zu wirksamer Propaganda. ==

Wie die unbefangene Geschichtsforschung urteilt!

DIE GRUNDFEHLER DES KRIEGES UND DER GENERALSTAB

Von Professor Dr. GEORG STEINHAUSEN

2. Aufl. Preis 1,50 Mark

Zum erstenmal wird hier ruhig und sachlich vom Standpunkt des Historikers aus die Rolle der militärischen Instanzen bei Kriegsausbruch untersucht, die Frage des Präventivkrieges, der suggestive Einfluß Schlieffens und die Insunrechtssetzung Deutschlands. Die Arbeit ist für die weitere Forschung von bleibendem Wert.

VERLAG FRIEDRICH ANDREAS PERTHES A.-G. | GOTH A

Zur Gründung neuer Musik- Zeitschrift

im Stile der „Weltbühne“ musikalisch-literarisch interessierte Damen und Herren gegen Verzinsung und Ertragsanteil als Kapitalisten gesucht. Auskünfte durch Berliner Redaktion, Berlin SW 11, Bernburger Str. 15/16 I.

Rennen zu

Berlin - Grunewald

(Rennen des Union-Klub)

9. Tag.

Sonntag, den 14. Sept., nachm. 2 Uhr

8 Rennen im Werte von Mk. 125 000.—

u. a.:

**Omnium
33 000 M.**

Verkehrsverbindungen:

**Vorortzüge bis Bahnhof Rennbahn, Untergrundbahn
bis Bahnhof Reichskanzlerplatz, Straßenbahnen D und
U bis Bahnhof Heerstraße etc.**

Die Bank- und Börsenwelt der Gegenwart inseriert ständig in der „**Zukunft**“

Rennen zu Berlin-Grünewald

(Rennen des Union-Klub)

10. Tag: Donnerstag, den 18. Sept., nachm. 1 $\frac{1}{2}$ Uhr

8 Rennen im Werte von 142 000 M., u. a.:

**Asseburg-Rennen
40 000 M.**

Verkehrsverbindungen:

Vorortzüge bis Bahnhof Rennbahn, Untergrund-
bahn bis Bahnhof Reichskanzlerplatz, Straßenbahnen
D und U bis Bahnhof Heerstraße usw.

Gebildete bemittelte Herren, die nach der **Schweiz, Amerika** usw.

== auswandern! ==

erhalten wertvollen Rat durch Lagerkarte 645, Berlin W 9.

Vom Büchermarkt

Die Grundfehler des Krieges und der Generalstab. Von G. Steinhausen. Zweite veränderte Auflage. Preis 1,50 M. Verlag Friedrich Andreas Perthes A.-G., Gotha.

Steinhausens Schrift, die zum ersten Male die Rolle der militärischen Instanzen bei Ausbruch des Krieges in ruhiger Sachlichkeit und vom Standpunkt des Geschichtsforschers untersuchte, hat überall das größte Interesse gefunden und war schnell vergriffen. Die neue Auflage bringt eine Reihe Erweiterungen und stellt, unter Berücksichtigung inzwischen erschienenen Materials, die springenden Punkte, insbesondere den suggestiven Einfluß des Schlieffenschen Planes, klarer heraus. Mehrfach setzt sie sich mit dem Aufsatz „eines Generalstabsoffiziers“, der eingehend zu der ersten Auflage der Schrift Stellung genommen hatte, auseinander. Die Arbeit Steinhausens, des Herausgebers des „Archivs für Kriegsgeschichte“, ist für die weitere Forschung von bleibendem Wert.

Der heutigen Nummer liegt ein Prospekt von Eugen Diederichs Verlag in Jena bei, dessen Lektüre wir unseren Lesern ganz besonders empfehlen.

Annahme für Vorwetten

Rennen zu

Berlin-Grünwald: 14., 18. Sept.

(Rennen des Union-Klub)

Dresden: 14. Sept.

Magdeburg: 14. Sept.

Trabrennen zu

München-Daglfing: 14., 17. Sept.

Hamburg-Farmsen: 14. Sept.

Annahme von Vorwetten für Berlin bei persönlich erteilten Aufträgen bis 3 Stunden vor dem ersten programmässig angesetzten Rennen. Für auswärtige Plätze nur am Tage vor dem Rennen bis 6³/₄ Uhr abends:

Schadowstrasse 8, parterre

Kurfürstendamm 234

Bayerischer Platz 9

Eingang Innsbrucker Str. 58

Oranienburger Strasse 48/49

(an der Friedrichstrasse).

Friedrichstrasse 83

Schiffbauerdamm 19

(Kommission für Trabrennen)

Potsdamer Strasse 23a

Neukölln, Bergstr. 43

und an den Theaterkassen der Firma A. Wertheim

Leipziger Strasse 132

Nollendorfplatz 7

Planufer 24

Tauentzienstrasse 12a

Rathenower Strasse 3

Königstrasse 31/32

Unter den Linden 14

Moritzplatz

Rosenthaler Strasse

Für briefliche und telegraphische Aufträge Annahme bis 3 Stunden vor Beginn des ersten programmässig angesetzten Rennens

nur Schadowstr. 8.

An Wochentagen vor den Rennen werden Wetten bis 7 Uhr abends angenommen.

Alleinige Anzeigen- „Die Zukunft“ nur **Max Kirstein** Berlin W. 9, Potsdamer Str. 23a.
Annahme der Wochenschrift durch
Insertionspreis für die 1 spaltige Nonpareille-Zeile 1,80 Mk., auf Vorzugseiten 2,50 Mk.
Fernsprecher Lützow 3462, 3463.

Die Kunst des Schreibens

Eine Prosaſchule in 12 Unterrichtsbriefen von Dr. Broder Chriſtianſen
Preis 25 M. Ausführlicher Bericht über Weſen und Wege dieſer Schule 40 Pf.

Der Berliner Univerſitätsdozent Dr. Kurt Bod ſchreibt darüber
In der Weimarer Schriftſtellerzeitung (10. Januar 1919):

„Den Verſuch
einer künſtleriſchen Sprachſchule
in der Form eines Lehrgangs von 12 Briefheften
muß ich als gelungen bezeichnen. Das Handwerk des Schrift-
ſtellers wird hier mit erſtaunlich zielficherer Pädagogik, ehrlicher Be-
geiſterung und vollkommener Sachkenntnis bis in letzte Stilleinheiten erläutert und
praktiſch gelehrt. Jedem werdenden Literaten und Dichter und manch einem, der ſich ſchon
für „geworden“ hält, ſei ausdauernde, ſattfräftige Inbeſitznahme des Lehrgangs dringend
anempfohlen. Ein vergeiſtigter, poetiſch beſchwingter, zweckbewußter Stil bedeutet täg-
liche Schöpferfreude und lebenslänglichen ideellen und klingenenden Vorteil.

Die gewählte gebiegene Sprachform des Wertes muß an ſich
ſchon als beſter Lehrmeiſter gelten, wie auch der vor-
zügliche Druck und das künſtleriſch klare

„Abbild reinen Genuß
bietet.“

Feſſen-Verlag / Buchenbach-Baden



NITRALAMPE